

A black and white portrait of Moritz Julius Bonn, an elderly man with a serious expression, wearing a dark suit, white shirt, and dark tie. The lighting is dramatic, with strong shadows on the left side of his face.

Moritz Julius Bonn
So macht man
Geschichte?
Bilanz eines Lebens

Europäische Verlagsanstalt

Moritz Julius Bonn
So macht man Geschichte?



Moritz Julius Bonn (1873–1965) war ein deutscher Nationalökonom, Professor an den Handelshochschulen in München und Berlin, die er zeitweise als Direktor leitete. Er bekleidete Gastprofessuren in den USA und in Großbritannien. Er gehörte zur deutschen Delegation in Versailles, fungierte in der Weimarer Republik als Berater zahlreicher Reichsregierungen und war regelmäßiger Beiträger der großen liberalen Tageszeitungen. Als Pionier der Totalitarismusforschung diagnostizierte er 1925 die „Krisis der europäischen Demokratie“. 1933 emigrierte er über Österreich ins Vereinigte Königreich. Nach Deutschland kehrte er nach dem Zweiten Weltkrieg nur besuchsweise zurück.

Jens Hacke (Jg.1973) ist Historiker und Politikwissenschaftler. Veröffentlichungen u.a. „Existenzkrise der Demokratie. Zur politischen Theorie des Liberalismus in der Zwischenkriegszeit“, Berlin 2018 (3. Aufl.), „Liberaler Demokratie in schwierigen Zeiten. Weimar und die Gegenwart“, Hamburg 2021.

Moritz Julius Bonn

So macht man Geschichte?

Bilanz eines Lebens

Mit einem Nachwort von Jens Hacke

Europäische Verlagsanstalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

E-Book (EPDF)

© Neuausgabe CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2023
Coverabbildung: Coverfoto: Moritz Julius Bonn, 1927, Bundesarchiv, Bild 183-
S35021, Fotograf: o. Ang.
Covergestaltung: Christian Wöhl, Hoisdorf
Alle Rechte vorbehalten.

EPDF: ISBN 978-3-86393-648-8

Auch als gedrucktes Buch erhältlich:
ISBN 978-3-86393-159-9

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet unter
www.europaeischeverlagsanstalt.de

Für Inhalte Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der
jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür
keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung
nicht erkennbar.

Inhalt

SO MACHT MAN GESCHICHTE?	9
I. FRANKFURT UND HOHENEMS	
Frankfurt	11
Hanauer Landstraße 45 ... 1873	14
Die Bonns	17
Die Brunners	24
II. DIE ERZIEHUNG EINES LIBERALEN	
Die Schule	30
Die Bühne	34
Die „Frankfurter Zeitung“	39
III. BERLIN, MÜNCHEN UND WIEN	
Berlin	46
Ludwig Bamberger, Eugen Richter, Gustav Schmoller	48
Studenten und Professoren	54
Lujo Brentano	57
Wien	62
Felix Austria	67
IV. VIKTORIANISCHE DÄMMERUNG	
Die „London School of Economics“	71
Britischer Liberalismus	76
Sozialismus	81
„Merry England“	83
V. DAS LAND DER SEHNSUCHT (1896–1898)	
Horace Plunkett	88
Das Ende der Welt	93
Die Anglo-Iren	96
Keltisches Zwielicht	101
Der König von Kiltimagh	107
VI. ITALIENISCHES ZWISCHENSPIEL (1904–1905)	
Dürre Blätter	110
Alle Wege führen nach Rom	111
Die Familie meiner Frau	114

VII. BRITISCH-SÜDAFRIKA (1906–1907)	
Das weiße Südafrika	117
Die goldene Metropole	119
Der Schatten Cecil Rhodes'	121
Neues Reiseziel	124
VIII. DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA (1907)	
Siedler und Eingeborene	126
Der Treck	131
Kolonialreform	137
IX. MÜNCHEN (1905–1914)	
Die Einheimischen	142
Die Eingewanderten	150
Schwabing	157
Der Rosensee	159
X. IN DEN VEREINIGTEN STAATEN (1914–1917)	
Gen Westen	161
Gastprofessor	164
Am Rande der Diplomatie	169
Heimkehr	174
XI. DIE KÖNIGE GEHEN	
Im Auswärtigen Amt	178
Der Waffenstillstand	182
So macht man Revolution	187
XII. SCHWABINGS GLÜCK UND ENDE (1918–1919)	
Die deutsche Revolution	194
Bayern führt	200
Sowjet-München	207
Das Ende der Roten Republik	212
XIII. VERSAILLES	
Die Atmosphäre	219
Brockdorff-Rantzau	223
Das Ende der Isolierung	226
XIV. DIE GEBURT DER DOLCHSTOSSLEGENDE (1919)	
Der Untersuchungsausschuß	229
Das Versagen des Ausschusses	233

Ludendorffs Auferstehung	238
Der Kapp-Putsch	241
XV. FREUDEN UND LEIDEN EINES SACHVERSTÄNDIGEN	
Ich helfe Geschichte machen (1920–1921)	244
„Der Wiederaufbau“	253
Ich soll Geschichte ungeschehen machen	257
XVI. DIE GROSSE INFLATION	
Die Schatten der Inflation	268
Die Erstlingsfrüchte der Inflation	271
Der Kampf um die Ruhr (1922–1923)	273
Die Stabilisierung	276
Die letzte Inflationsphase	280
XVII. ALTWEIBERSOMMER	
Pomp und Politik	285
Williamstown	293
Irrationale Rationalisierung	296
Der neue Plan	301
Das Ende der Republik	305
XVIII. DAS ENDE DER GOLDWÄHRUNG (1930–1931)	
Die Goldknappheit	307
Der deutsche Zusammenbruch	310
Das Ende des Goldstandards	314
Der Triumph des Populismus	319
XIX. EXODUS (1931–1933)	
Rector magnificus	327
Nationalsozialistische Professoren	329
Nationalsozialistische Studenten	333
Papen und Schleicher	337
Der Umbruch	341
Der Treck geht zu Ende	345
XX. AM RANDE DER GESCHICHTE	
O du mein Österreich	351
Es gibt kein Zurück	358
Englische Wandlungen	363

XXI. DIE VEREINIGTEN STAATEN ALS WELTMACHT	
Ernüchterung	373
Jung zu sein, ist kein Verbrechen	374
Schlacken im Schmelzriegel	382
Der Osten rettet den Westen	385
Der Schatten von Appomattox Courthouse	389
Atombombe und Außenpolitik	393
HEIMKEHR?	402
NAMENVERZEICHNIS	407
Jens Hacke:	
Moritz Julius Bonn – ein liberaler Verteidiger der Vernunft im Zeitalter der Extreme	411
Literaturhinweise	430

SO MACHT MAN GESCHICHTE?

Im Spätherbst 1941 besuchte ich eines Tages Upton Sinclair, den Verfasser einer Reihe weltbekannter Romane, die alle einen sozialen Hintergrund haben. Er war damals gerade mit dem Studium der deutschen Umwelt beschäftigt, in der sich sein Held, der romantische, weltverbessernde Millionärssohn, zu bewegen hatte. Er begann mich mit der souveränen Technik eines erfahrenen „Reporters“ auszufragen, und ich fing an zu erzählen. Er war begeistert. Er konnte zwar das meiste, was ich ihm berichtete, nicht unmittelbar für seine Zwecke verwerten, meinte aber, es sei meine Pflicht, meine Eindrücke aus drei Weltteilen festzuhalten und zu veröffentlichen. Ich hatte gar keine Lust dazu. Man kann seine Erfahrungen und Erinnerungen seinen Hörern erzählen, ohne dadurch eine besondere Verantwortung für die wahrheitsgetreue Belehrung der Mit- und Nachwelt zu übernehmen. Das gedruckte Wort dagegen erscheint wie eine mit harter Feder ausgeführte Zeichnung. Es ist nie ganz wahrheitsgetreu, wenn es sich um Erinnerungen und persönliche Erlebnisse handelt. Es ist zu roh, zu klar, zu bestimmt. Man kann ihm natürlich eine gewisse Geschmeidigkeit geben, wenn man das Geschilderte als rein persönlichen Eindruck hinstellt. Das lohnt sich aber doch nur, wenn man die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund schiebt und ihr dadurch eine Bedeutung beimißt, die ich für meinen Teil nicht beanspruche. Tut man das, so liegt überdies die Gefahr nahe, daß man sich in das eigene Sein verliebt und das, was nur Spiegel sein soll, der das Bild auffängt und zurückwirft, dem Bilde gleichsetzt. Dazu hatte ich gar keine Lust. Das, was man innerlich erlebt hat, gehört einem selbst und den wenigen, die daran teilgehabt haben, nicht dem neugierigen Leser.

Alles das ging mir durch den Kopf, und ich sagte entschieden: nein. Upton Sinclair drang in mich und meinte schließlich: „Darf ich an meinen Verleger schreiben?“ Das war sehr schmeichelhaft und scheinbar ungefährlich. Ich konnte ja auch dem verlockendsten Angebot gegenüber immer noch Nein sagen. Als ein solches zu meinem großen Erstaunen wirklich erfolgte, verharrte ich längere Zeit bei meiner Einstellung. Begreiflicherweise fing ich nun an, über die Sache nachzudenken. Ich hatte in meinem Leben nicht nur viel, sondern auch vielerlei gesehen. Ich habe unter den verschiedensten Völkern und daher zwischen den Zeiten gelebt. Ich habe mit eigenen

Augen primitive Stammesgesellschaften, feudale Ordnungen, Früh-, Hoch- und Spätkapitalismus beobachtet und das Werden, Wirken und Wollen des Sozialismus aus nächster Nähe verfolgen können. Die Bilder der sozialen Landschaften, die sich in meiner Erinnerung spiegeln, sind bunt und mannigfach.

Der Zufall hat es gewollt, daß ich in drei Weltteilen den Ereignissen nahe genug gestanden habe, um beobachten zu können, wie Geschichte gemacht wird. Ein oder das andere Mal habe ich sogar in entscheidenden Momenten tätig eingegriffen, — nicht gerade mit überwältigendem Erfolg. Aus diesen Erfahrungen habe ich viel gelernt. Wenn ich sie auf den folgenden Blättern aufzeichne, so entspringt das weniger einem nicht zu unterdrückenden Mitteilungsbedürfnis als einem von außen angeregten Pflichtgefühl. Vielleicht können auch die, die an verantwortlicher Stelle Geschichte zu machen haben, etwas daraus lernen. Ich bin nicht allzu optimistisch. Ich fürchte, die Definition „Geschichte ist das, woraus man nichts lernt“, wird wieder und wieder als richtig befunden werden.

So ist dies Buch eine Selbstbiographie, die keine sein will. Es ist in den Vereinigten Staaten und in England freundlich aufgenommen worden. Es wird in seiner deutschen Ausgabe mit viel kritischeren Lesern zu rechnen haben, denn es behandelt meistens deutsche Dinge. Ich bin mir voll bewußt, daß ich sie persönlich gesehen habe. Das ist der Grund, weshalb ich einiges über mich selbst und meinen Lebensgang sagen mußte. Um das Bild richtig bewerten zu können, das der Spiegel zurückwirft, muß man etwas vom Spiegel wissen. Möglich, daß manches, was ich gesagt habe, manchem verzerrt erscheinen mag, der eigene Verzerrungen für lebensgetreue Darstellung hält. Andere werden vielleicht die Härte meines Urteils über Menschen und Dinge beanstanden. Ich habe es nie vermocht, Mittelmäßigkeit zu bewundern, und wenn Mittelmäßigkeit, wie das so häufig geschieht, durch die Umstände in gehobene Stellung gelangt, so bleibt sie eben doch nur gehobene Mittelmäßigkeit, auch wenn sie durch Presse und Rundfunk aufgebläht wird. Meine Erfahrungen in der Nazi-Episode — ich hoffe zuversichtlich, daß sie eine bloße Episode in der deutschen Geschichte sein wird — haben meine Einstellung zu Menschen und Dingen kaum beeinflusst. Ein glückliches Temperament macht es für mich ebenso leicht zu vergeben, wie ein gutes Gedächtnis es mir unmöglich macht zu vergessen. Das ist, glaube ich, wie es sein soll.

I. FRANKFURT UND HOHENEMS

Frankfurt

Mein berühmter Mitbürger Johann Wolfgang von Goethe hat den Glanz unserer Vaterstadt Frankfurt am Main während der Krönung eines Römischen Kaisers Deutscher Nation geschildert. Zu meiner Zeit waren drei Viertel eines Jahrhunderts vergangen, seit der letzte Kaiser die römische Krone niedergelegt und sie gegen die Oesterreichs vertauscht hatte. Doch lag noch immer so etwas wie ein Schimmer kaiserlicher Pracht über der alten Stadt. Das Rathaus, in dem die Kaiser gewählt wurden, der Balkon, von dem sie sich der Menge auf dem Römerberg zeigten, die Bankethalle, von deren Wänden ihre Bilder auf uns herabsahen, waren unverändert geblieben. In den letzten Jahrhunderten war das Kaisertum ein reines Phantom gewesen, das Symbol eines sich nach Einheit und Frieden sehnenenden Europas. Es war ein Traum, nicht länger eine Macht. Eine schwache Erinnerung an diesen Traum vergoldete noch die Atmosphäre meiner Jugend. Diese kleine Stadt — sie zählte nur siebenundachtzigtausend Einwohner, als Preußen sie 1866 annectierte — gedachte stolz der Tage, da sie sozusagen der Mittelpunkt des Universums gewesen war, von dem aus die Gloriole des römischen Namens in alle Richtungen strahlte.

Ein halbes Jahrhundert hindurch, von 1815 bis 1866, war Frankfurt eine unabhängige Republik gewesen. Es war sicher kein Musterstaat. Es war eng, selbstzufrieden, anmaßend. Frankfurt wurde von einer Kaufmannkaste beherrscht, die Handwerk, Industrie und Fabrikantentum als minderwertig verachtete. Es war sicherlich nicht fortschrittlich. Dennoch hatte es zwei große Eigenschaften. Seine herrschende Klasse kannte den Wert der Unabhängigkeit. Sie besaß und übte die Kunst der Selbstregierung. In den Tagen des alten Kaiserreichs hatte niemand über ihr gestanden als der römische Kaiser, und während des halben Jahrhunderts republikanischer Unabhängigkeit war sogar er gegangen, und Gott allein war ihr Herr gewesen.

Dieser Geist starker Unabhängigkeit beseelte nicht nur die herrschende „patrizische“ Klasse, von ihm war die ganze Bevölkerung durchdrungen. Christen und Juden, Arme und Reiche hatten das

Gefühl, sie seien etwas Besonderes auf dieser Welt: sie alle betrachteten die preußischen Eroberer als Barbaren, deren Regiment ihre kaiserliche Stadt entweichte. Ihr Stolz und ihre Arroganz wären unerträglich gewesen, hätten sie ein mächtiges Reich regiert. In dem kleinen Stadtstaat jedoch hatte ihre Überheblichkeit ihre Grenzen; sie konnte anderen nicht viel anhaben, wenn sie auch nicht zu ihrer Beliebtheit beigetragen haben dürfte. Die Stadt mit dem Gebiet, das sie beherrschte, war räumlich beschränkt: sie umfaßte dreiundvierzig Quadratmeilen mit acht Dörfern und zwölf-tausend Einwohnern. Sie konnte sich nur dadurch in das Bild einer größeren Welt einfügen, daß sie ihre Söhne und Töchter in alle Länder der Erde schickte. Es gab kaum eine Familie, die reich genug war, um allen ihren Angehörigen und Nachkommen Aussicht auf eine auskömmliche Existenz zu Hause bieten zu können. Meine eigene Familie gehörte nicht zu den Reichen, doch galt mein Großvater als vermögender Mann. Aber alle seine Söhne bis auf einen mußten ihr Glück in fremden Ländern suchen. Mein Vater verbrachte seine Jugend in einem Mailänder Geschäftshaus, einer seiner Brüder ging nach Südafrika, ein anderer in die Vereinigten Staaten, ein dritter nach England.

Die Enge des Lebensraums schuf ein Gegengewicht gegen die Selbstzufriedenheit, die sonst vorgeherrscht hätte. Die Frankfurter bedauerten jeden, der nicht innerhalb ihrer Stadtmauern geboren war; aber alle intelligenten Jungen waren ausgeflogen und hatten ihren Weg in der weiten Welt gemacht. Sie kamen als gereifte, wohlhabende Leute in die Heimat zurück, um dort die letzten Jahre ihres Lebens in vergnüglicher Zurückgezogenheit zu verbringen. Die alten Wälle waren nach den Napoleonischen Kriegen niedergegerissen worden. Ihre Stelle nahmen Gärten ein, die fast die ganze Stadt umgaben. In einem ihrer letzten Briefe hat Frau Rat Goethe diese Wandlung mit Entzücken begrüßt. An einem schönen Herbst- oder Frühlingmorgen konnte man die Heimkehrten auf den Promenaden treffen, wo sie gemessenen Schrittes ihren Morgenspaziergang machten und mit ihren Bekannten Grüße austauschten und ein bißchen Skandal tuschelten.

In mancher Beziehung war die alte Stadt ein Zentrum des Kontinents gewesen. Lange vor dem Aufstieg des Hauses Rothschild bildete Frankfurt den finanziellen Mittelpunkt Zentraleuropas. Kein Geringerer als Martin Luther hatte gegen „das verruchte Loch, aus dem, durch das und in das alles Geld floß“, gewettert. Eine ganze Reihe der großen internationalen Finanzhäuser des neunzehnten Jahrhunderts, die Erlanger, Speyer und Stern, stammte aus Frankfurt. Als es zur preußischen Provinzstadt geworden war,

lagen ihm New York, London, Paris, Amsterdam, Wien und Mailand lange Zeit noch genau so nah wie Berlin. Für die ältere Generation war nicht Wilhelm I., der Frankfurt annektiert hatte, der echte Kaiser, sondern sein unterlegener habsburgischer Nebenbuhler, der in der Burg zu Wien saß. Das österreichische Kaiserreich war ein echtes Reich gewesen. Es umschloß viele verschiedene Nationalitäten, die in seiner westlichen Hälfte im großen und ganzen ihre eigenen Lebensgewohnheiten bewahrten. Österreich bedeutete lässige Vielfalt, Preußen Disziplin, Uniform und Drill.

Frankfurt hatte ein Großdeutschland erhofft, das Österreich mit einschließen sollte, nicht das kleine, von Preußen beherrschte Reich. Es dachte föderalistisch, nicht unitarisch. Es war der Sitz des Deutschen Bundes gewesen. In dem ehemaligen Palast der Thurn und Taxis in der Großen Eschenheimer Gasse hatten die Vertreter der deutschen Regierungen getagt, die fünfzig Jahre lang den Bund bildeten. Hier hatte der preußische Gesandte Otto von Bismarck zuerst das Handwerk erlernt, in dem er sich später als Meister erweisen sollte. Als Sitz des Deutschen Bundestages, bei dem fremde Gesandte akkreditiert waren, war Frankfurt eine der großen europäischen Hauptstädte — zum mindesten seiner eigenen Meinung nach —, bis Preußen den Bundestag auffliegen ließ und die ihm feindliche Republik zerstörte und einverlebte, nachdem es ihr einen schweren finanziellen Tribut auferlegt hatte. Dieser Tribut war einer der Gründe für den tiefen Preußenhaß der Frankfurter. In diesem Falle hatten sie sicherlich recht. Einem Lande, das man einverleiben will, legt man keine Kriegsentschädigung auf. Die Preußen erkannten selber ihren Fehler und verzichteten schließlich auf die Zahlung. Sie waren so lange arm gewesen, daß sie der Versuchung, Geld und Land einzustecken, nicht widerstehen konnten, und die Frankfurter hatten keinen großen Respekt vor habgierigen Hungerleidern.

Frankfurt erfreute sich noch eines anderen geschichtlichen Ruhms. In der nüchternen, aus rotem Sandstein erbauten Paulskirche hatten die Abgeordneten aus ganz Deutschland in dem tollen Jahr 1848 getagt und versucht, ein neues Deutsches Reich zu gründen. Sie scheiterten; denn die erste Angst vor der Revolution legte sich, als die Regierungen sich daran erinnerten, daß sie Kanonen hatten und die Nationalversammlung nur Programme. Die Erinnerung an diese glorreiche Episode, die für ein paar kurze Monate Frankfurt noch einmal zur wahren Hauptstadt Mitteleuropas gemacht hatte, war in meiner Jugend noch lebendig. Obgleich nun die Stadt ihres politischen Glanzes verlustig ging — sie war nicht einmal Hauptstadt der neuen preußischen Provinz Hessen-Nassau geworden —, waren

der Geist der Unabhängigkeit und ein republikanisches Empfinden nicht erstarben. Ich habe es nie recht begriffen, daß man Frankfurt nicht zur Hauptstadt der Bundesrepublik gemacht hat, der eine lebendige Tradition sicher not tut. Ich bin in einer demokratisch-republikanischen Atmosphäre aufgewachsen — das hat mir später manche Illusionen und Enttäuschungen erspart. Ich war nicht von royalistischen Empfindungen überwältigt, als ich später in München in der Rolle eines bayrischen Beamten zur Audienz bei König Ludwig III. befohlen wurde. Anders wie der königstreue Preuße hatte ich nicht das Gefühl eines persönlichen Verlustes, als Wilhelm II. die Kaiserkrone fallen ließ und die deutsche Republik gegründet werden mußte. Ich bin kein leidenschaftlicher Republikaner gewesen. Gleich Millionen Deutscher hätte ich 1918/19 eine parlamentarische Monarchie nach britischem Muster der Republik vorgezogen. Dank der Frankfurter Luft, die ich früh im Leben geatmet hatte, brauchte ich jedoch keine ererbte monarchistische Überzeugung aufzugeben. Ich konnte ohne heftige Gemütsregung von den Königen Abschied nehmen und fühlte mich nicht verpflichtet, „Auf Wiedersehen“ zu sagen.

Hanauer Landstraße 45 . . . 1873

Ich bin am 28. Juni 1873 um die Mitternacht, wie man mir sagte, nach einem sehr heißen Sommertag geboren. Ich war der erste Enkel meiner Großeltern, und die Familie war sehr stolz auf mich. Ich hatte so viel Haare auf dem Kopfe, daß eine weiche Haarbürste gekauft werden mußte, was jedermann stark beeindruckte; die Bürste hat länger gehalten als die Haare.

Das Haus Hanauerlandstraße 45, in dem ich zur Welt kam, war ein altmodisches Eckhaus. Es lag gegenüber der kleinen Station, von der die Bahn nach Hanau abging. In dem Gemischtwarenladen im Erdgeschoß waltete sein Besitzer, Herr Dietz. Er hatte seine Ersparnisse — wie viele andere kleine Leute — in einem Haus angelegt, das mit einer hohen Hypothek belastet war. Die Mieten kamen für Zinsen, Reparaturen und Steuern auf, die in jenen Tagen nicht sehr erheblich waren. Er wohnte mietzinsfrei hinter dem Laden und lebte von dem, was übrig blieb. Frankfurt war nach seiner Einverleibung in den preußischen Staat und abermals nach der Reichsgründung rasch angewachsen. Es verlor an Charakter und gewann an Wohlstand. Ein Hausbesitzer war eine wichtige Persönlichkeit — wenn auch nicht so wichtig wie im kaiserlichen

Wien, wo Realitätenbesitzer und Realitätenbesitzerssöhne als eine Art minderen Adels registriert wurden. In Frankfurt wohnten die Wohlhabenden in Einfamilienhäusern — nicht in Palästen oder als Pseudopaläste posierenden Mietskasernen wie in Wien, Rom oder Paris, wo sie den ersten Stock, „piano nobile“, innehatten und den Rest an Familienmitglieder oder Fremde vermieteten. Die Frankfurter Miethäuser waren damals bescheiden. Es gab keine Luxusmietswohnungen. Man blieb in ihnen, bis man sich ein eigenes Haus leisten konnte.

Unser Hausbesitzer, Herr Dietz, war ein Eigentumsfanatiker wie die Bauern in ganz Europa, bei denen der Besitz oft genug vor der Familie kommt. Sie, nicht die städtischen Bourgeois, sind die Fahrenträger des Privateigentums, und wenn sie es verlieren, werden sie zu Sozialisten. Herr Dietz regierte seine Mieter mit eiserner Faust. Er betrachtete seine Beziehungen zu ihnen nicht als ein Vertragsverhältnis, sondern sah sich als allmächtigen Herrscher, der einem Haufen Entwurzelter Unterkunft geboten hatte. Ihre Sicherheit hing von seinem guten Willen ab. Er traf höchst willkürliche Anordnungen in bezug auf Lärm, Öffnen von Fenstern, Reinigen von Treppen. Besonders unduldsam war er gegen die Dienstboten. Sie wohnten in Mansarden unter dem Dach des Hauses. Diese Mansarden, bitter kalt im Winter und heiß im Sommer, waren im Mietvertrag einbegriffen. Die Dienstmädchen kamen aus den armseligen Gebirgsdörfern Oberhessens und aus Bayern. Sie waren Bauerntöchter, die entweder ihr ganzes Leben lang im Dienst bleiben mußten oder sich ihre Aussteuer zu ersparen hatten. Herr Dietz, der vermutlich aus der gleichen Klasse stammte, hatte kein Mitgefühl für sie; sie waren für ihn eine Art Ungeziefer, das man nicht loswerden konnte. Ich sehe ihn noch vor seinem Hause stehen, mit gespreizten Beinen, die Füße in absatzlosen roten Samtpantoffeln, sein altes gelbgrau-pergamentenes, gerunzeltes Bauerngesicht mit mißtrauischen grauen Augen, eingerahmt von einem stoppeligen, kurzen, farblosen Bart. Er behandelte seine Kunden so despotisch wie seine Mieter. Seife verkaufte er nur an bestimmten Tagen, an anderen nur Stärke — nicht etwa, weil er die Ware nicht auf Lager hatte, sondern weil er zeigen wollte, wer Herr im Hause war. Auch die Wohlhabenden lebten damals noch recht einfach. Sparen galt nicht als Geiz, sondern eher als Zeichen von Charakter. Ich habe immer eine offene Hand gehabt; aber von Zeit zu Zeit werde ich knickerig in Kleinigkeiten. Dann mache ich mir das Leben recht unbequem, um ein paar Pfennige zu sparen und die Genugtuung zu haben, daß ich der guten Tradition treu geblieben bin.

Wir wohnten im ersten Stock. Von der Straße aus führte eine

breite Treppe zu einer Glastür, flankiert von Fenstern, die Licht in einen engen, klammerförmigen Vorplatz einließen. Eßzimmer, Wohnzimmer und ein Fremdenzimmer gingen nach der Straße. Das Schlafzimmer meiner Eltern und mein eigenes Zimmer bildeten das eine Ende der Klammer, die Küche und die Toilette das andere. Wir hatten kein Badezimmer, aber wir hatten eine Badewanne — waren also nicht abhängig vom „Roten Männchen“, einer Anstalt, die nahe am Fluß lag und bei der man ein Bad bestellen konnte. Dann kamen zwei Männer mit einer Wanne und ein paar Kübeln heißen Wassers. Wenn man fertig war, holten sie alles wieder ab. Wir wärmten unser Badewasser selbst.

Das Schlafzimmer meiner Eltern beherbergte zwei riesige Mahagonibetten, zwei Mahagoniwaschtische und Mahagoninachtische mit Marmorplatten, zwei altmodische Mahagonischränke und einige Stühle mit geflochtenen Strohsitzen. Die Eßzimmereinrichtung bestand aus hellfarbigem, mit Ebenholz eingelegtem Walnußholz. In dem kleinen Wohnzimmer war alles aus rotem Plüsch, dem schrecklichen roten Plüsch der bürgerlichen Ehrbarkeit und des Schlafwagenluxus. Im eigentlichen Salon standen in feierlichen Abständen Stühle, Sessel und Sofa aus schwarzem Ebenholz, überzogen mit vergißmeinnichtblauem Brokat. Dazu kamen ein paar kleine mit Messing eingelegte Ebenholztischchen. Es gab sogar einen Ebenholzspucknapf, gleichfalls mit Messing ausgelegt. Man drückte auf den Knopf einer langen Stange, der Deckel hob sich und enthüllte eine flache, sandgefüllte, zur Verwendung bereite Schüssel; ließ man den Knopf los, so klappte der Deckel wieder zu. Bei jeder Gelegenheit hantierte ich aus reiner Lust am Mechanischen mit dieser Erfindung. Spucknäpfe haben seitdem immer eine seltsame Anziehungskraft für mich gehabt. Ihr Verschwinden aus dem modernen Milieu ist eine der kleineren Tragödien auf dem Weg des Fortschritts.

Ein vernachlässigter Garten mit einem schieferverkleideten Gartenhaus lag hinter dem Wohnhaus — ein Stück Rasen, von Unkraut überwucherte Pfade, einige Fliederbüsche und Maulbeerbäume, das war alles. Seinen Glanzpunkt bildete ein großer *Pyrus japonica* (japanischer Birnbaum). Dieser *Pyrus japonica* war für mich ein Symbol des Lebens. Noch heute sehe ich im Geiste, wie seine flammende Schönheit sich von der grauen Schieferwand des baufälligen Gartenhauses abhebt. Um ihn wob ich meine frühesten Träume. Er war die Verheißung aller romantischen Hoffnungen. Ich werde nie den kleinen Bach vergessen, der unweit von Baden-Baden zwischen niedrigen Tannenbäumen dahinmurmelt, oder die Mauerecke an der Villa Borghese, die zwischen Steineichen die Sta-

tuen toter Götter und Göttinnen vor völliger Verwitterung schützt, oder das in eine Hügelfalte eingebettete Häuschen in Surrey mit seinem Rosengarten, in dem im Frühsommer ein Rotkehlchen singt. Lebendiger aber als jede andere Erinnerung hat der Pyrus seit über siebenzig Jahren in meinem Gedächtnis geblüht. War er ein Lebenssymbol? Flammende Blüten, aber keine Früchte?

Die Bonns

Ein alter Grabstein vom Februar 1535 soll das Grab einer Stammutter, deren Rufname Sprinz war, bezeichnen. „Sprinz“ mag eine Abkürzung sein von „Speranza“. Sie und ihr Mann mögen nach der Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492 den Rhein aufwärts gewandert und von Bonn nach Frankfurt gekommen sein; wir wissen es nicht. Vielleicht war ein Bonn im Gefolge der römischen Legionen, als sie Köln begründeten. Auf jeden Fall lebten die Bonns an die vierhundert Jahre in Frankfurt — bis 1939, als der Letzte von uns die Stadt verlassen mußte. Der Stammvater Aaron Jacob Bonn zum Hirschen ist nachweislich im Jahre 1556 gestorben. Es ging auf und ab mit ihnen in jenem engen, sonnenlosen jüdischen Viertel, dem Getto, wo die Juden zusammengepfercht lebten. Im Jahre 1593, als Aaron Bonn Vorsteher der Gemeinde war, besaß er das Haus „Zum fröhlichen Mann“. Vielleicht hat es uns den Sinn für Humor gegeben, den einige von uns glücklicherweise besitzen. Damals spielten die Bonns eine gewisse Rolle. Aaron Bonn erhielt einen Schlüssel zu dem Tor, das das Getto von der Stadt trennte (1591), so daß er zu jeder Tag- und Nachtzeit in sein Haus zurückkehren konnte, wenn er Geschäfte mit seinen Klienten, zu denen auch der Rat gehörte, zu erledigen hatte. Dreihundert Jahre später war ich gleich ihm für kurze Zeit Finanzsachverständiger als Ratgeber des deutschen Kanzlers in Reparationsfragen.

Danach sanken die Bonns in die obskure Mittelmäßigkeit kleiner Handels- und Bankleute zurück. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlebten sie einen Triumph. Sie gewannen einen Wechselprozeß gegen einen Rivalen namens Rindskopf; ihr Anwalt war der junge Goethe.

Mein Großvater gründete Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine Bankfirma. Die kleine Bank hatte einen guten Namen; der Großvater wußte aufzutreten. Bedeutend wurde sie nie; und schließlich übernahm die Pfälzische Bank sie. Die

Firma als solche existierte noch ein paar Jahre länger und verwaltete das Familienvermögen.

Großvater, an den ich mich dunkel erinnere, war ein hochgewachsener Mann mit durchdringenden Augen und einem lebhaften Temperament. Er liebte große Allüren. Sie waren in einer Zeit, in der man mit Zylinderhüten und doppelreihigen Bratenröcken einherstolzte, verhältnismäßig leicht zu erlernen. Großvater pflegte sie, wie man mir erzählte, recht sorgfältig und erfolgreich. Sie kamen ihm auf finanziellem Gebiet sehr zustatten. Er galt allgemein als reicher Mann. Als er aber während der schweren Krise der siebziger Jahre starb, hinterließ er nicht viel; es war ihm jedoch gelungen, den Leuten, und nicht zuletzt seinen Kindern, zu imponieren. Zwei seiner Söhne spielten eine Rolle in der Hochfinanz. Wilhelm wurde Chef von Speyer & Co. in New York und später Teilhaber in dem Frankfurter Hause, Leopold von Gebrüder Speyer in London.

Großvater war eine Art Clan-Häuptling, um den sich die näheren und weiteren Mitglieder der Familie scharten. Großmutter war eine milde, freundliche Frau, die es nicht immer leicht hatte, den Frieden mit dem leicht aufbrausenden Gatten aufrechtzuerhalten. Sie starb (ich glaube, sie war älter als er), ehe ich ein klares Bild von ihr gewonnen hatte. Die Großeltern hatten zur gleichen Zeit geheiratet wie ihre Geschwister. Eine Schwester Großvaters wurde die erste Frau von Großmutterns Bruder, Onkel Louis Schuster. Onkel Louis brachte einen Schuß gesunder Vulgarität in die Familie. Seine aus zweiter Ehe stammenden Kinder zeigten dies deutlich. Sie strotzten von derber Kraft, stellten keine geistigen Ansprüche und verkehrten vergnügt mit Krethi und Plethi. Schuster- und Bonnkinder wuchsen zusammen auf — fünf Bonn-Jungen und vier -Mädchen und fünf Schuster-Jungen und vier -Mädchen.

Ich erinnere mich an ein dunkles Haus, Schützenstraße 12 (mit einer Wendeltreppe), in dem die Großeltern im obersten Stockwerk lebten. Tante Charlotte, ihre älteste Tochter, deren Mann früh gestorben war, sorgte nach Großmutterns Tod für Großvater und später für ihren verwitweten Bruder Philipp. Das Haus hatte einen schönen Garten; es stand neben der Synagoge und nahe beim „Philanthropin“, wo meine Schülerlaufbahn begann.

Nach Großvaterns Tod im Jahre 1879 schlossen sich Onkel Philipp und Tante Charlotte dem Zug nach dem Westen an, sie zogen in die Niedenau, wo ein neues Familienzentrum entstand. Weniger wohlhabende und altmodischere Leute blieben im östlichen Stadtviertel. Wir gehörten damals zu ihnen, da mein Vater im Februar 1877 gestorben war. Später zogen wir in die Mainzer Landstraße 15.

Onkel Philipps und Tante Charlottes Haus war der Mittelpunkt der Familie. Da Onkel Philipp ein wenig stotterte, durfte er daheim bleiben, während seine Brüder ins Ausland geschickt wurden, und übernahm das großväterliche Geschäft.

Der älteste Bruder, Onkel Moritz, war Junggeselle und lebte bei den Geschwistern. Er war der Taugenichts der Familie. Man hatte ihn nach Paris geschickt, wo er unter der Leitung seines Veters, des ältesten Schuster-Jungen, die Geschäfte erlernen sollte. Da er nicht gut tat, wurde er nach Südafrika in den Oranje-Freistaat verschifft. Dort hatte sich ein primitiver Feldhandel entwickelt. Die Buren tauschten gegen Wolle, Häute, Straußenfedern und Elfenbein ein paar europäische Waren ein. Handelshäuser in Kapstadt, Port Elizabeth und Ost-London gaben unternehmungslustigen jungen Leuten Warenkredite, die damit im Hinterland einen Kramladen aufmachten. Die älteste Schuster-Tochter, Tante Jenny, hatte einen dieser Feldhändler geheiratet, der als reich galt und in der Lage zu sein schien, einige mittellose Verwandte zu etablieren. So kam Onkel Moritz nach Aliwald North, Lady Grey und später nach Bloemfontein. Zwei von Tante Jennys Brüdern, Bernhard und Berthold, folgten nach. Die Glanzzeit ihres Gatten dauerte aber nicht lange an; er war rücksichtsvoll genug, sich zu erschießen, ehe seine Familie in einen betrügerischen Bankrottprozeß verwickelt wurde.

Wie viele ihrer Zeitgenossen, schwärmte Tante Jenny für das Erhabene — es gab damals in Frankfurt eine Zeitung mit dem Titel „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizität“. Sie hatte sich ursprünglich geweigert, ihren Gatten zu heiraten, weil er nicht hinreichend gebildet war. Nach seinem Tode spielte sie die untröstliche Witwe in der großen Tradition und brachte es fertig, ehe sie Afrika verließ, sich eine vollständige Trauerausstattung einschließlich schwarzgeränderter Waschlappen anzuschaffen — keine geringe Leistung im Kapstadt von vor hundert Jahren. Onkel Moritz und die Schusters blieben zurück. In den Kaffernkriegen mußte Onkel Moritz ein Gewehr schultern und Wache stehen. Sein Gewissen war wohl kaum durch den Tod eines Eingeborenen belastet, obgleich er mir viele Geschichten aus seinen afrikanischen Heldentagen zu erzählen wußte. Er kam anscheinend vorzüglich mit den Buren aus, denn er paßte sich überall leicht an und war ein gutmütiger, freundlicher Mensch. Er kehrte noch vor dem großen Diamanten-„Boom“ mit wenig Geld und ohne Vorurteile nach Europa zurück.

Nach seiner Rückkehr brachte man ihn in die verschiedensten kaufmännischen Stellungen. Es ging immer schief. Als nach Onkel Philipps Tod ein Vetter das Bankgeschäft übernahm, machte man

den alten Knaben zum Teilhaber unter der Bedingung, daß er sich nicht ins Geschäft einmische. In ein paar Jahren guten Geschäftsgangs stieg sein Gewinnanteil erheblich an. Er fühlte sich als reicher Mann und gab mit vollen Händen. Als magere Jahre kamen, war er schlecht bei Kasse und fing an, reihum meine Mutter und seine Schwestern anzupumpen. Man mußte ihn pensionieren, was ihn bitter kränkte. Da er jedoch sehr gut ohne Arbeit leben konnte, beruhigte er sich rasch. Erstaunlicherweise hatte er genug gespart, um nach seinem Tod jedem seiner vielen Neffen und Nichten zweitausend Mark zu hinterlassen.

An einem kalten Samstag, als die Straßen vereist waren, kam Onkel Moritz, eine dicke Zigarre rauchend, an der Synagoge vorbei — hinein ging er nie — und glitt aus. Der Gottesdienst war gerade vorüber, und zwei Gemeindeglieder eilten ihm zu Hilfe. Sie hatten ihn beinahe wieder auf die Füße gestellt, als sie die Zigarre entdeckten. „Du rauchst am Sabbath!“ schrien sie und ließen ihn ohne Umstände wieder fallen.

Er hinterließ einen Hund, den wir adoptierten und den die Gesellschaft meiner Schwester auszuführen pflegte. An einem bestimmten Hause wurde er sehr aufgeregt und zog an der Leine. Sie ließ ihn los und folgte ihm. Er lief laut bellend die Treppe hinauf. Eine Tür öffnete sich, und eine Dame begrüßte ihn zärtlich, von deren Existenz die weiblichen Mitglieder der Familie nichts zu wissen wünschten. Onkel Moritz war immer ein Frauenheld gewesen. Als er wieder einmal mittellos dastand, wußte er meiner Mutter einen Morgenrock für eine arme Frau abzuschmeicheln, die, wie sich später herausstellte, eine seiner Freundinnen war.

Ich habe meinen Vater kaum gekannt. Er war wenige Wochen vor meinem fünften Geburtstag gestorben; einige Monate später wurde meine einzige Schwester geboren. Ich habe so wenig von seinem Dasein gespürt, daß sein Tod keine Lücke in mein Leben gerissen hat. Was man nie besessen hat, kann man nicht verlieren. Für meine Mutter bedeutete sein Tod das Ende ihrer Welt. Sie war auf dem Lande aufgewachsen und hatte vor der Ehe keine persönlichen Beziehungen in der Stadt gehabt. Sie wurde in den Schoß einer sehr großen Familie aufgenommen und war gelehrt worden, jedes ihrer Mitglieder zu bewundern. Oft hat sie mir erzählt, mein Vater sei eine überlegene Persönlichkeit gewesen. Aus Freundeskreisen habe ich ähnliche Urteile gehört. Auf jeden Fall sah sie ihn in diesem Licht und zog sich nach seinem Tode trotz ihrer Jugend — sie war noch nicht dreißig Jahre alt — von allem gesellschaftlichen Verkehr zurück. Die große Familie genügte ihr. Ihre Mitglieder hielten wie Kletten zusammen. Das Wort „Wir treiben jetzt Fami-

lienglück, was drüber ist, das ist von Übel“ galt damals nicht nur in Deutschland. Als ich zum erstenmal die „Forsyte Saga“ las, glaubte ich, die Bekanntschaft einer Reihe von Vettern und Kusinen zweiten oder dritten Grades zu machen, vielleicht in etwas gehobeneren gesellschaftlichen Stellungen als die meinige. Später, in Boston und in den Vororten von Philadelphia, schien mir eine Luft zu wehen, die mich stark an die Atmosphäre meiner Jugend erinnerte: Der Clan war überall zum Klüngel geworden.

Bis zum Tode meines Großvaters mütterlicherseits im Jahre 1888 hatte meine Mutter viel bescheidener gelebt als die meisten Mitglieder der Familie. Wir hatten keinen Diener und hielten keinen Wagen. Auch später blieben wir im großen ganzen, wo wir waren, während die übrige Familie geschäftlich aufblühte und ihre gesellschaftliche Stellung verbesserte. Ein paar Jahre danach baute sich Mutter ein geräumiges Haus. Es lag an der Ecke von Feldbergstraße und Wiesenau und war auf dem Grundstück eines spekulierenden Onkels errichtet worden, den man durch den Kauf flottzumachen versuchte. Seine Hauptschönheit war ein weites Treppenhäus, dessen imposante Leere in keinem richtigen Verhältnis zu den anliegenden Räumen stand. Das Haus war viel größer, als es unseren gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprach.

Frankfurt war eine Stadt der Klüngel. Die Nachkommen des alten patrizischen Handels und der Bankhäuser hatten ihren geschäftlichen Glanz mit nur wenigen Ausnahmen aufrechterhalten können. Eine ganze Anzahl Firmen, insbesondere jüdische, waren entstanden, die sie durch ihre Beziehungen zu London und New York überflügelten. Auf gesellschaftlichem Gebiet hatten sie aber ihren Vorrang behalten und schlossen sich natürlich möglichst gegen Außenstehende ab. Kaufmannsaristokraten sind in dieser Beziehung sehr viel ablehnender als echte Aristokraten. Sie können ihre Aus erwähltheit anderen nur dadurch klarmachen, daß sie sich gesellschaftlich diejenigen vom Leibe halten, die sie geschäftlich überflügeln. Das kann man heute in New York oder in Philadelphia sehen, wo der gesellschaftliche Klüngelgeist viel stärker ist als etwa in London. In Frankfurt war es geradeso. Das alteingesessene Patriziat und das, was sich einbildete, jüdisches Patriziat zu sein — dem es an Stammbäumen nicht fehlte —, verkehrte nur ausnahmsweise miteinander. Das eingessene Patriziat hatte natürlich seine politische Bedeutung längst eingebüßt. Es hatte aber eine Stärkung dadurch erhalten, daß die hohen preußischen Beamten, Zivil und Militär, ihre Karten abgaben und im Hause verkehrten — nicht aber bei den anderen.

Die gesellschaftliche Struktur änderte sich auch in anderer Hin-

sicht. Frankfurt industrialisierte sich, insbesondere seine Umgebung. Aus den Reihen der Drogen- und Metallhändler kamen die Gründer der großen chemischen Fabriken, der metallurgischen und elektrischen Produktion. Millionenvermögen entstanden hier in kurzer Zeit, die den Reichtum der Hochfinanz bald übertrafen. Dazu kam die Gründung der Großbanken und die beherrschende Stellung Berlins. Die Frankfurter Hochfinanz wurde zur Vermögensverwaltung oder zu Ablegern von London und New York. Das jüdische Element spielte auch in den neuen Industrien eine Rolle. Es war hier viel moderner und wandlungsfähiger und suchte bewußt, sich durch Heirat mit den anderen Schichten zu verschmelzen. Die Familie Gans-Weinberg — die bis in die Nazizeit eine große Rolle spielte — ist ein Beispiel hierfür; sie war mit den Bonns verschwägert und befreundet. Sie betrachtete aber die letzteren schlechthin nur in ihren englisch-amerikanischen Vertretern als gleichberechtigt. In Frankfurt ist der Geldkapitalismus dem Industriekapitalismus viel früher erlegen als in London oder New York, zum großen Teil deshalb, weil er dorthin und nach Berlin geflüchtet war.

Diese großen Verschiebungen berührten uns viel mehr, als wir ahnten. Die Familie löste sich langsam auf. Sie öffnete sich der Außenwelt. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie erstaunt und beunruhigt die meisten Onkel und Tanten waren, als der erste meiner Vettern in eine alte gutbürgerliche christliche Frankfurter Familie einheiratete. Die Ehe ist leider unglücklich ausgegangen. Das hat sich aber nicht abschreckend auf unsere Einstellung zu Mischeiraten ausgewirkt. Die meisten meiner Vettern haben in die englische Aristokratie geheiratet, und sie haben ihre Wahl nicht zu bereuen gehabt.

Die Abwendung vom gesellschaftlichen Verkehr, in der meine Mutter verharrte, ist meiner einzigen Schwester zum Verhängnis geworden. Der Kreis, der ihr offen stand, war so klein, daß sie trotz ihrer Schönheit und ihrer großen gesellschaftlichen Begabung den Richtigen nicht fand. Sie würde schwerlich ihren ersten Mann, den bekannten italienischen Maler Aristide Sartorio, geheiratet haben, hätten sich ihr in der frühen Jugend größere gesellschaftliche Möglichkeiten eröffnet.

Die Familie war nicht auf Onkel und Tanten beschränkt. Sie umfaßte alle möglichen Vettern und Kusinen mit ihren Frauen und Männern, angeheirateten Verwandten und Sprößlingen; alle Tanten erwarteten von mir, pflichtgemäß geküßt zu werden, wenn ich herumgeführt wurde — eine Prozedur, die ich als kleiner Junge haßte, sogar wenn mir die Tanten gefielen. Jeden Freitagabend traf sich die Familie in Onkel Philipps Haus. Er versuchte, sie weiter

zusammenzuhalten, wie es ihm der Großvater eingeprägt hatte. Sobald ich einigermaßen stubenrein war, wurde ich mitgenommen und saß mit den anderen kleinen Vettern und Kusinen am unteren Ende des Tisches. Ich habe zwar nirgends so gut und so viel gegessen, aber der Familiengeist hat mich nicht erfaßt. Mutter hatte die ganze Gesellschaft adoptiert; sie hielt mir jeden einzelnen als Beispiel besonderer Vollkommenheit vor Augen. Sie haben mir selten diesen Eindruck gemacht.

Was mich am meisten irritierte, war, daß sie immer zur unrechten Zeit starben; ihr Tod riß keine Lücken in mein Leben, aber Mutter bestand darauf, daß ich als ihr Vertreter den Begräbnissen beiwohnte, was ich äußerst ungerne tat. Sie störten immer wieder meine eigenen Pläne. Einmal war ich gerade Präsident eines Jungen-Reitklubs, und wir sollten am Ende des Winters eine Galavorstellung unserer Reitkünste geben. Ich ritt an der Spitze und kommandierte die anderen Jungen, wie man mir später erzählte, mit rücksichtsloser Sachlichkeit. Gerade vor der Hauptprobe für das große Fest, an dem ich die Springfahrschule reiten sollte, starb ein Vetter meines Vaters. Natürlich wurde er am Tag der Probe beerdigt. Ich war herzlos genug, den schmerzlichen Verlust, den wir erlitten hatten, zu ignorieren — und zur Probe zu gehen. Mutter verzieh mir sehr lange nicht.

Abgesehen von den Freitagabenden speiste die Familie regelmäßig ein- bis zweimal die Woche reihum beieinander. Im Sommer gingen Onkel Philipp und Tante Charlotte aufs Land nach Kronberg, das von Frankfurt aus leicht im Wagen oder mit dem Zuge zu erreichen war. Sie besaßen dort einen großen, an einem Bergabhang gelegenen Garten, in dem an die hundert Mirabellenbäume standen.

In Kronberg und Frankfurt war alles sehr korrekt. Meine Kusinen gleichen Alters besuchten uns immer nur in Begleitung ihrer Erzieherinnen. Ich galt als böser Bub, der mit Vorsicht zu behandeln war, insbesondere seit ich eine meiner kleinen Kusinen, die mich gegen meinen Willen küssen wollte, auf den Ast eines Mirabellenbäumchens gesetzt hatte. Sie war dort ganz gut aufgehoben, aber sie konnte nicht allein herunter und fing ein furchtbares Geschrei an.

Kronberg hat in meinem Leben eine besondere Rolle gespielt: Ich habe dort meine erste öffentliche Rede gehalten. Die Familie hatte der Stadt ein Versorgungshaus geschenkt, und man brachte uns ein Ständchen. Onkel Philipp stotterte, und die anderen Onkel und Vettern waren zu schüchtern. Ich träumte damals von einer großen Tribünenlaufbahn, was der Familie imponierte. So wurde

mir der Auftrag, im Namen der Familie zu danken. Ich stand auf der Holzterappe, die außen zum ersten Stock führte, und spielte Demosthenes. Ein Vetter nannte mich den kleinen Lassalle. Ich hatte das alles längst vergessen, aber als ich 1951 nach Kronberg kam, um von dieser Stätte meiner Jugend Abschied zu nehmen, erinnerten mich die Kronberger daran.

Die Gastfreundschaft in der „Villa Bonn“ war unbegrenzt. Die Dorfstraße führte zum Feldberg, dem höchsten Berg der Umgebung und dem sonntäglichen Wanderziel der Frankfurter. Die ersten Bergsteiger kamen an der Villa Bonn zwischen zehn und elf Uhr vormittags zum zweiten Frühstück vorbei. Der nächste Schub erschien zum Mittagessen, gefolgt von ein paar Nachzüglern, die zum Kaffee nach Tisch blieben. Andere fanden sich auf dem Rückweg vom Berg nachmittags zum Tee ein, die letzten erschienen zum Abendessen. Sie kündigten ihre Absichten selten vorher an, es war immer genug für alle da.

Die Brunners

In Vorarlberg, auf dem rechten Ufer des Oberrheins, ehe er in den Bodensee mündet, liegt die jahrhundertealte Marktgemeinde Hohenems. Das Rheintal ist dort nur ein paar Kilometer breit; die linke Seite ist schweizerisch, die rechte österreichisch. Vor der Rheinkorrektur trat der Fluß oft über seine Ufer. Wenn der Schnee auf den Bergen schmolz, wurde der österreichische Talstreifen zu einem breiten See. Das Dorf ist in einen Winkel eingebettet, überragt von der steil abfallenden Wand des Schloßberges. Seinen Gipfel krönt die Burg Alt-Ems, in der die älteste Niederschrift des Nibelungenliedes gefunden wurde. Etwas talabwärts auf einer ähnlich geformten Felskuppe thront die Burg Neu-Ems, auch Burg Gloppe genannt.

Hohenems war die Residenz der Reichsgrafen von Hohenems gewesen. Am Hang des Berges hatten sie einen stattlichen Palast erbaut, von dem aus sie ihre Besitzungen regierten. Er steht noch jetzt äußerlich ziemlich unversehrt und wird von ihren Nachkommen weiter bewohnt. Von der alten Pracht und dem alten Glanz ist allerdings nicht mehr viel sichtbar. Das Geschlecht der Grafen von Hohenems wies einige für ihre Zeit aufgeklärte, bedeutende Männer auf. Graf Caspar soll bereits im Jahre 1605 die Leibeigenschaft aufgehoben haben. Etwas später (1617) hat er einigen Juden, die aus benachbarten Herrschaften vertrieben waren, das Niederlassungsrecht unter verhältnismäßig günstigen Bedin-

gungen gewährt. Von 1617 bis zu Adolf Hitler hat es mit einer kurzen Unterbrechung in Hohenems eine Judengemeinde gegeben.

Der Marktflecken hatte zwei Hauptstraßen, die eine wurde in meiner Jugend die Christengasse, die andere die Judengasse genannt. Die Juden waren Groß- und Kleinhändler, die heimatliche und entfernte Märkte besuchten. Manche von ihnen wurden reiche Leute, deren Aufwendungen ein Gemeindeleben ermöglichten. Dank dem Vorhandensein reichlicher Wasserkräfte entwickelte sich früh eine Baumwollindustrie in Vorarlberg. Die Bevölkerung war arm, vielköpfige Familien konnten sich nur kümmerlich ernähren. So niedrige Löhne es in den neugegründeten Fabriken gab, dem ländlichen Proletariat erschienen sie hoch. Die rheinischen Vorarlberger waren arbeitsam und nüchtern, kaum von den Schweizern zu unterscheiden, die am anderen Ufer lebten und mit denen sie in regem Austauschverkehr standen. St. Gallen, die größte Stadt der Ostschweiz, war das Zentrum der Stickereiindustrie, die in Heimarbeit zahlreiche Sticker und Stickerinnen diesseits und jenseits der Grenze beschäftigte. Die Landwirtschaft wurde allmählich zu einem Nebenberuf. Die Stickereiindustrie exportierte in die ganze Welt, insbesondere nach den Vereinigten Staaten, bis die amerikanische Massenproduktion unter dem Schutze des McKinley-Tarifs der Einfuhr ein Ende machte. Zu alledem kam noch ein völliger Wandel in der Mode.

Im Gegensatz zur Stickerei hatte die Vorarlberger Textilindustrie einen geschützten Markt im österreichischen Kaiserreich; darüber hinaus exportierte sie nach dem Balkan, auf dessen Geschmack sie sich einzustellen verstanden hatte.

Der erste Brunner — bis 1813 führte die Familie meiner Mutter den Namen Wolf — wanderte im Jahre 1685 aus Aulendorf in das nahe bei Hohenems gelegene Dorf Sulz ein¹⁾. Als reicher Mann war er einer der drei in Sulz zugelassenen Juden. Jakob, der älteste Sohn meines Urgroßvaters Heinrich (1784 bis 1867), wanderte in früher Jugend nach Triest und begründete dort ein Manufakturgeschäft. Nach und nach holte er seine Brüder zu sich, unter ihnen meinen Großvater.

In jenen Tagen war Österreich, das Venedig und die Lombardei besaß, eine Mittelmeer Macht. Triest wurde ein führender Hafen. Die Brüder hatten geschäftliche Erfolge. Sie begannen, Baumwolle für österreichische Fabriken zu importieren. Allmählich änderte sich das Geschäftsfeld. Österreichische und Schweizer Textilien verdrängten die englischen Baumwollwaren. Die Brüder gründeten

¹⁾ Dr. A. Tänzer, Die Geschichte der Juden in Tirol und Vorarlberg. Meran 1905.

eine Filiale in St. Gallen, die sich nach und nach in ein Bankhaus verwandelte, das einen großen Teil der Ostschweiz zu seinen Kunden zählte. Mein Großvater hatte Triest frühzeitig verlassen, um das St. Gallener Geschäft auszubauen. Er kaufte in Hohenems ein Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert und ließ sich dort nieder.

Als ich ihn kennenlernte, hatte sich Großvater schon zurückgezogen. Er wohnte in dem großen, patrizisch aussehenden Hause in der Judengasse. Im Winter ging er für einige Monate nach Triest. Nach Vaters Tod besuchten wir den Großvater häufig und blieben bei ihm so oft und so lange wir konnten.

Die Reise nach Hohenems war unbequem. Sie führte über Stuttgart und Ulm an den Bodensee und dauerte damals fast einen Tag oder eine volle Nacht: es gab auf dieser Strecke keine Schlafwagen. Von Friedrichshafen ging es nach Bregenz, wo wir den österreichischen Zoll passierten. In Österreich standen damals die Zölle auf Zucker, Kaffee und ähnliche Dinge sehr hoch. Es war gang und gäbe, ein bißchen Zucker, Kaffee oder Stickereien aus der Schweiz zu schmuggeln. Bei den vielen Unterröcken, die die Damenwelt trug, war es immer möglich, eine Extragarnitur einzuschalten, ohne dadurch aufzufallen. Ich bin in einer zollfeindlichen Luft aufgewachsen und mir nie ganz klar darüber geworden, ob meine Einstellung zum Freihandel von dorther rührte oder aus den Lehrbüchern der klassischen Nationalökonomie. Die Bahnfahrt Bregenz—Hohenems dauerte noch eine Stunde. Am Bahnhof begrüßte uns Herr Weil, der Gepäckträger, mit langwallendem, weißem Bart. Er hatte ein so gütiges Lächeln, daß einer meiner kleinen Vettern einmal stracks auf ihn zuging und fragte: „Bist du der liebe Gott?“ Dann wurden wir in einen geräumigen, von zwei schwerfälligen Schimmeln gezogenen Landauer gepackt, und vier Wochen Seligkeit lagen vor uns.

Das Brunner-Haus steht noch immer an der Hauptstraße des Orts, die vor dem Emporkommen der Nazis nach meinem Großvater Marco-Brunner-Straße genannt worden war. Es wurde im Jahre 1770 erbaut und sieht wie ein vornehmes dreieinhalb Stockwerk hohes Stadthaus aus.

Der Glanzpunkt des Hauses war unser Spielzimmer. Es ging nach Süden und Westen, nach dem Hof und dem Garten. Man mußte durch die Küche mit ihren funkelnden Kupferpfannen gehen, und mindestens zweimal die Woche durchzog der Duft frisch gerösteten Kaffees die Luft. Im alten Österreich sprach kein Mensch von Bohnenkaffee. Aller Kaffee war Kaffee — mit einem bißchen Feigenkaffee und einer Messerspitze Zichorie gewürzt. Das Spielzimmer hatte einen erdbeerfarbenen Kachelofen, in dessen Öff-

nungen wir Seidenraupen züchteten. Sie brauchten eine gleichmäßige Temperatur, und die gierigen kleinen Biester hielten uns immer in Atem, da wir Maulbeerblätter für sie pflücken mußten. Großmutter hatte die Liebe zur Seidenraupenzucht aus ihrer Heimatstadt Bozen mitgebracht.

Von den Südfenstern blickten wir auf den Säntis, die Churfürsten und die Drei Schwestern in der nahen Schweiz; ihre Gipfel waren selbst an den heißesten Sommertagen verschneit. Hinter dem Hause öffnet sich ein großer, quadratischer, mit Kopfsteinen gepflasterter Hof, an zwei Seiten von Stallungen und Holzschuppen umfaßt. An der Straßenseite stößt ein kleiner Vorgarten an das Haus; an der Westseite beginnt ein großer Obst- und Gemüsegarten, ein von Reben umspannener Gang führt zu einer Laube. Dann kommen Wiesen, auf denen ein Gärtnerhaus mit einem wunderschönen Gartensaal steht. Dort pflegte ich meine ersten literarischen Versuche zu Papier zu bringen.

Großvater trieb ein wenig Landwirtschaft. Wir hielten ein paar Kühe, die den Haushalt mit Milch versorgten; Butter und Käse kauften wir. Wir hatten genug Heu für Kühe und Pferde. Hafer, Kleie und Rüben mußten gekauft werden. Im Vorfrühling stellte Großvater ein paar junge Ochsen ein, die im Herbst wieder veräußert wurden. Im Hof, neben dem Holzschuppen — wir hatten ein kleines Wäldchen —, gackerten die Hennen und watschelten gelegentlich ein paar Enten. Ein wandernder Hausierer kam regelmäßig mit einer Kiepe und brachte uns Kücken, und jede Woche erschien ein Fischer, der ein kleines Faß auf dem Rücken trug mit lebenden Forellen; wir taten sie in den Trog am Brunnen, der Tag und Nacht sprudelte. Das Leben war einfach, aber reichhaltig. Die Läden am Ort wirkten ärmlich, Delikatessen waren nicht zu bekommen.

Der Gegensatz zu meinem Frankfurter Dasein hätte nicht vollständiger sein können. Großvater war nicht gesellig und wollte mit seiner Familie allein gelassen werden. Sein einziger regelmäßiger Verkehr war der tägliche Besuch eines kleinen Cafés, wohin er nach dem Mittagessen ging — wir speisten um zwölf Uhr — und dort mit alten Bekannten eine Stunde „Tarock“ spielte.

Die Ferien in Vorarlberg bestärkten meine österreichischen Neigungen, die Frankfurter Erinnerungen wachgerufen hatten. Großvater haßte Preußen und besonders die preußische Militärdienstpflicht, wie jeder gute Österreicher. Er hatte den größten Teil seines tätigen Lebens in der Schweiz verbracht und wünschte, daß ich dorthin auswandern solle, um dem verhaßten Militärdienst zu entgehen.

Ich kam oft nach St. Gallen, wo mein Onkel Luzian Brunner Großvaters Nachfolge übernommen hatte. Dort hatte ich von meiner frühesten Jugend an „lebendige Demokratie“ vor Augen. Ich haßte natürlich die Soldatenspieleri des preußischen Militarismus. In St. Gallen lernte ich aber, daß das Gewehr ein Unterpfand der Freiheit sein kann und nicht ein Werkzeug der Unterdrückung sein muß. Es hat mich oft amüsiert, wenn meine norddeutschen Freunde Österreich oder die Schweiz vom Standpunkt der Sommerfrischler aus diskutierten. Für viele von ihnen waren Schweizer Hotels und Demokratie dasselbe. Die Technik des Schweizer Hoteldirektors machte ihnen natürlich einen tiefen Eindruck. Sollte man irgendwo einmal einen vollkommen funktionierenden sozialistischen Staat einrichten wollen, so würde man in der Tat gut tun, ihn unter eine Schweizer Hoteldirektion zu stellen.

Die jüdische Gemeinde in Hohenems besaß eine Elementarschule, die sich im ganzen Lande des besten Rufes erfreute. Sie war so gut und so liberal, daß es eines Verwaltungseinspruchs bedurfte, um sie der nichtjüdischen Bevölkerung zu verschließen. Ihr Lehrplan war natürlich begrenzt. Meine Mutter war dort erzogen worden.

Sie war eine geborene Romantikerin; ihr ganzes Leben hindurch lebte sie in Träumen. Sie hat mir diese unbezahlbare Gabe vererbt. Ich danke es ihr noch heute — nachdem ich gelernt habe, dies psychische Opium nur in kleinen Dosen zu genießen. Denn ein Leben ohne Träume ist leer — ein Leben voller Träume unnütz. Mutter hatte eine jüngere Schwester, an der sie zärtlich hing. Sie war eine der tüchtigsten praktisch veranlagten Frauen, denen ich je begegnet bin; sie hätte bei gründlicher moderner Erziehung eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben spielen können. Der Gipfel weiblicher Erziehung in den sechziger Jahren war ein Pensionsbesuch in der Schweiz. Mutter und Tante wurden also nach Genf geschickt. Sie erlernten Sprachen und gute Manieren, und Mutter befreundete sich mit einer jungen Schweizerin, Emma Studer-Stämpfli. Diese Freundschaft hat ihr ganzes Leben lang gedauert und ging auch auf uns Kinder über. Noch heute ist mir Berner Dötsch eine verständliche Sprache.

Vom Standpunkt des Individuums aus gesehen, ist Nationalität ein Zufall, das einzige Ereignis im Leben des Menschen, wofür er keinerlei Verantwortung trägt und weder Lob noch Tadel verdient. Er sollte dem Schicksal dankbar sein, wenn er in einem Staat geboren wurde, dessen Leistungen Anerkennung verdienen und der ihm Entwicklungsmöglichkeiten gibt, die er anderswo entbehrt hätte. Ich habe es immer als besonderen Glücksfall empfunden, an einem Orte geboren zu sein, der von dem Geist einer unab-

hängigen Stadtrepublik durchdrungen und von den Traditionen eines universalen Reiches erfüllt war. Diesem Zufall verdanke ich das bißchen Bürgerstolz, der in dem Deutschland seit Bismarck selten wurde, und das Verständnis für einen vielfarbigem, weltumfassenden Universalismus, der mir im Zeitalter eines ausgeprägten, ausschließenden Nationalismus einen natürlichen Abstand gewährte.

Es ist an sich ein gesellschaftlicher Nachteil, einer kleinen, unpopulären religiösen Gemeinschaft anzugehören. Das Bewußtsein, irgendwie verschieden von den meisten seiner Zeitgenossen zu sein, gibt einem jedoch dafür eine gewisse Entschädigung. Man ist gezwungen, Völker und Zeiten aus weiterer Perspektive zu sehen. Das hindert einen daran, sich von der Leidenschaft der Menge mit fortreißen zu lassen, mit der man eins sein möchte und doch nicht ganz eins sein kann; es gibt einem aber eine Art innerer Unantastbarkeit. Man kann sich leicht von überalterten Traditionen trennen und muß seine persönliche Freiheit nicht durch den Bruch mit der Gesellschaft erkaufen, in der man geboren ist; man sieht keine Hindernisse vor sich, zu deren Überwindung die Kraft fehlen könnte; man schwebt nicht zwischen Himmel und Hölle, zwischen Sünde und Erlösung und kann frei werden, ohne eine Märtyrerkrone tragen zu müssen.

II. DIE ERZIEHUNG EINES LIBERALEN

Die Schule

Ich kann heute nicht mehr feststellen, ob ich auf der Schule wenig gelernt oder im Leben viel vergessen habe. Auf jeden Fall ist von alledem, was zwölf Jahre hindurch in mich hineingepumpt wurde, nicht viel übriggeblieben. Ich habe Schule und Lehrer nicht gehaßt, sie haben mich nur gelangweilt.

Nach drei Jahren Vorschule im „Philantropin“ saß ich neun Jahre lang im Gymnasium. Ich verbrachte dort sechs Vormittage in der Woche, von acht bis zwölf Uhr, und vier Nachmittage von zwei bis vier. Wir entwickelten keinen besonderen Gemeinschaftsgeist. Einige Gymnasien hatten bunte Mützen. Wir rebellierten gegen den Versuch, sie bei uns einzuführen: wir sahen darin den ersten Schritt zur Verpreußung und zur „Militarisierung“. Ich gehörte zu den Führern der erfolgreichen Opposition, die sich des Wahlspruchs, „an ihren Früchten, nicht an ihren Kappen, sollt ihr sie erkennen“, bediente.

Das Gymnasium erschien uns als Kanal, auf dem man nach mancherlei durch die Unebenheit des Terrains verursachten Fährnissen — (Examina) — an der Universität landete.

Unser Gymnasium war städtisch. Es wurde später, als ein Staatsgymnasium errichtet worden war, Goethegymnasium genannt. Es hatte einen guten Ruf. Seine Fahne trug in lateinisch den Wahlspruch „Wir lernen für das Leben, nicht für die Schule“. Wir glaubten aber nicht recht daran. Unser Ziel war, das Abiturientenexamen möglichst schmerzlos zu bestehen, die ganze Sache loszuwerden und auf die Universität zu gehen. Unser erster Direktor war Tycho Mommsen, genannt der Igel, ein Bruder von Theodor Mommsen. Es hieß, die Häupter der städtischen Erziehungsbehörde hätten ihn mit seinem Bruder verwechselt, als sie ihn beriefen, um ihren Bengeln die Grundbegriffe der lateinischen Grammatik beizubringen. Auch Tycho war sehr gelehrt; ich fand einmal seine Ausgabe von Pindars Oden in einer amerikanischen Universitätsbibliothek. Unsere Erziehung machte ihm gar keine Freude.

Wir begannen sofort damit, das Verb *amo* in allen Zeiten durchzunehmen. Ich habe nie begriffen, warum kleine Jungen, von denen

keiner jemals eine Liebeserklärung auf lateinisch machen wird, „ich liebe, du liebst, er liebt“ herunterleiern müssen, wenn so viele andere Verben zur Verfügung stehen. Man lehrte uns Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch, Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturgeschichte, Physik und später Chemie. Ich kam ohne große Anstrengungen leicht mit, aber außer Zoologie hat mich nichts wirklich interessiert. Der Zoologe, Professor Noll, war ein echter Naturwissenschaftler und ein geborener Lehrer, für uns viel zu gut. Seine Begeisterung war ansteckend. Ich entschloß mich, Afrikaforscher zu werden. Sehr bald hatte ich alles über Afrika verschlungen, was ich ausfindig machen konnte, eine geistige Kapitalanlage, die, ungleich vielen anderen geistigen Unternehmungen, später reiche Dividenden brachte, als ich mich mit Kolonialangelegenheiten befassen mußte.

In Frankfurt mit seinen vielseitigen internationalen Verbindungen war die Kenntnis moderner Fremdsprachen selbstverständlich. Im Gymnasium lehrte man nur Französisch. Ich zog Englisch vor und fand vorzügliche Privatlehrer. Ihnen danke ich es, daß ich einen guten Teil meines Lebens in der englisch sprechenden Welt verbringen konnte, ohne durch sprachliche Schwierigkeiten behindert zu sein. Ich faßte Sprachen leicht auf, aber ich hasse Grammatik. Englisch behagte mir; seine spärliche Grammatik erlaubte mir, es auf meine eigene Weise zu erlernen, indem ich sehr viel las, vor allem Gedichte, und mich an das Gelesene erinnerte. Unser französischer Professor, ein Nachkomme französischer Hugenotten, die sich in Schlesien angesiedelt hatten, war dagegen ein äußerst schlechter Lehrer, der eine lächerliche Figur machte.

Als großer Patriot betrachtete ich Frankreich als unseren Erbfeind; das hatte man uns in der Schule beigebracht. Ich hatte also eine moralische Basis für meine Abneigung gegen Französisch und seine komplizierte Grammatik. Trotzdem schnappte ich es auf und sogar recht gut, fast gegen meinen Willen. Meine Schwester hatte französische Erzieherinnen; die eine war intelligent, die andere aber, nicht intelligente, war sehr hübsch. Meine Kenntnisse irritierten den französischen Professor außerordentlich, denn ich machte keine Hausaufgaben und wußte dennoch viel mehr, als von uns erwartet wurde. Er versuchte auf jede Weise, mir Fallen zu stellen; ich war ihm aber gewachsen.

Die Hälfte meiner Mitschüler kam aus Alt-Frankfurter Familien. Die anderen waren Söhne neu zugezogener preußischer Beamten, die wir Einheimische gründlich verachteten und vielleicht nicht ganz ohne Grund. Wir Einheimische arbeiteten, manchmal weil uns der Gegenstand interessierte, meistens aber, weil man sonst

im Abiturientenexamen durchfiel. Die Söhne der preußischen Beamten, Richter und Offiziere, hatten eine andere Lebensauffassung. Sie waren von starkem, wetteiferndem Ehrgeiz erfüllt und wollten und mußten Karriere machen; das bedeutete, daß sie sich mehr anstengten, als uns richtig schien. Sie waren nicht intelligenter als wir, aber viel fleißiger, sie waren Streber und den Lehrern gegenüber unterwürfig. Wir hatten manche Lehrer gern und andere nicht. Wir sahen in ihnen mehr oder weniger wohlwollende Kerkermeister, die uns einsperrten und uns unsere Vergnügungen zu stören suchten. Die Preußen betrachteten sie mit den Augen von Rekruten; für sie waren es kommandierende Offiziere, die Seine Majestät der König ihnen vorgesetzt hatte und die nicht nur Respekt verdienten, sondern auch Schmeicheleien zugänglich sein konnten. Manche unserer Lehrer waren Alt-Frankfurter, sie hatten Verständnis für Unabhängigkeit und die Würde der menschlichen Persönlichkeit. Sie mochten die Preußen so wenig leiden wie wir, durften aber natürlich ihre Gefühle nicht zeigen. Andere dagegen, besonders die jüngeren, waren echte Preußen, Reserveoffiziere, von denen einige den Deutsch-Französischen Krieg mitgemacht hatten; sie waren erträglich und gereifter; andere, die einer späteren Generation angehörten, waren das, was man „schneidig“ nannte.

Von Zeit zu Zeit hat Preußen versucht, moralische Eroberungen in Deutschland zu machen. So hatte die preußische Schulverwaltung unserer Stadt ein paar erstklassige Schulmänner geschickt. Der Beste von ihnen war Karl Reinhard, Mommsens Nachfolger als Direktor, der ein großer Reformator des deutschen Erziehungswesens wurde. Diese Männer trieben ihre klassischen Studien im Geiste Wilhelm von Humboldts. Ihr Wesen blieb jedoch zwiespältig. Sie waren von höchster Begeisterung für das republikanische Griechenland erfüllt; sie hatten Perikles und Demosthenes zu ihren Helden gemacht. Zu gleicher Zeit aber waren die jüngeren unter ihnen loyale preußische Reserveoffiziere, die — zum mindesten im Geiste — die Hacken zusammenschlugen, wenn der Name des Königs genannt wurde. Diese Verbindung von griechischer Demokratie und preußischem Militarismus war unwiderstehlich komisch; die tieferen Gründe dieses Mißverhältnisses habe ich erst viel später begriffen.

Abgesehen von den Auseinandersetzungen mit dem Deutsch-Lehrer, der zugeben mußte, daß ich die besten Aufsätze in der Klasse schrieb, der jedoch über die Themen, die ich wählte, und die Ansichten, die ich äußerte, entsetzt war, hat mir die Schule wenig Anregungen gegeben. Er gehörte zu Adolf Stöckers antisemitischen Christlich-Sozialen, denen sich damals der als Pfarrer

nach Frankfurt gekommene Friedrich Naumann angeschlossen hatte. Ich hörte ihn zum ersten Mal als Schuljunge in einer Versammlung, und ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß er zwanzig Jahre später einer der Führer des deutschen Liberalismus sein würde.

Je näher das Abiturium rückte, desto mehr langweilte mich die Schule. Ich hatte viel Zeit übrig, die ich wahllos lesend verbrachte, und verträumte einen guten Teil des Unterrichts. Ich hatte gelernt, mit halbem Ohr zuzuhören, und wenn ich aufgerufen wurde, mich an das Wesentliche zu erinnern. Mein Nachbar auf derselben Schulbank war Oskar H. Schmitz; er konnte sich nie zurechtfinden, wenn er aus seiner Geistesabwesenheit gerissen wurde. Das Gymnasium war für ihn ein Martyrium; er hat es mit Haß und ohne Liebe in „Die Geister des Hauses“ geschildert.

Ich lernte ungefähr alles, was man von einem Jungen meines Alters verlangen konnte, mit Ausnahme von Mathematik. In diesem Fach hatte ich sehr schlechte Lehrer und war selbst ein sehr schlechter Schüler. Die meisten meiner Kameraden waren mittelmäßig begabt. Sie gaben natürlich das Tempo an. Ich konnte, ohne mich zu überanstrengen, leicht folgen. Ich hatte ein sehr gutes Gedächtnis, besonders für literarische Dinge, und konnte mich, wenn auch niemals ganz genau, an alles erinnern, was mir wirklich Eindruck gemacht hatte. Meine französischen Freunde machten mir später das Kompliment, ich hätte einen lateinischen Geist. Ich vermute, daß sie damit die Fähigkeit meinten, wesentliche Dinge rasch zu erfassen und sich nicht mit Einzelheiten zu belasten.

Der schwächste Teil meiner Erziehung war Religion. In Gesellschaft von zwei anderen Jungen hatte ich von einem sehr würdigen, aber außerordentlich unfähigen Lehrer ein paar Privatstunden in biblischer Geschichte gehabt; einiges erfuhr ich zu Hause; und in den Ferien ging ich mit Großvater in die Synagoge. Ich hatte die getragenen Melodien des Chores gern. Am Versöhnungstage sah ich gespannt auf den alten Heinrich Wohlgenannt (das war tatsächlich sein Name). Er zog bedächtig das Horn des Widders unter dem Seidentuch hervor, um zu verkünden, daß der Fastentag vorüber sei. Er hatte nur noch wenige Zähne und mußte ein paar mal ansetzen, ehe er dem Instrument quietschende Töne entlocken konnte. Ich saß wie auf Kohlen. Wenn es ihm mißglückte, mußten wir noch warten, bis ihm Erfolg beschieden war, während zu Hause Gugelhupf und Kaffee bereitstanden. Der regelmäßige Samstagsgottesdienst war dagegen für mich eine Qual. Ich fürchtete mich, gleich anderen Jungen aufgerufen zu werden und, auf einem kleinen Schemel sitzend, die Thorarolle zu halten. Ich hätte mich

nicht zu ängstigen brauchen: da ich nicht konfirmiert war, konnte ich dieser Ehre nicht teilhaftig werden.

Da mir die Religion nicht eingetrichtert wurde, blieb mir die heftige antireligiöse (nicht nur antikirchliche) Reaktion erspart, die viele meiner Zeitgenossen ergriffen hatte. Sie hatte die vorhergehende Generation wohl noch stärker erfaßt. Ich habe gegenüber religiösen Problemen stets eine respektvolle Distanz bewahren können. Über den Sinn oder die Sinnlosigkeit des Lebens habe ich so viel wie andere Menschen nachgedacht, vermutlich mit den gleichen unschlüssigen Ergebnissen. Aber die Qualen des Zweifels über Sünde und Erlösung sind mir erspart geblieben. Weder Hölle noch Paradies haben für mich konkrete Gestalt angenommen. Ich habe weder die Wonnen der Verzückung noch die Schrecken der Verzweiflung kennengelernt. Der Mangel solcher Erfahrungen und der sie begleitenden seelischen Erschütterungen mag ein Verlust sein. Aber manche davon graben sich so tief in das Gemüt ein, daß die Wunden niemals vernarben. Andersgläubige haben mir oft ihr Herz ausgeschüttet, wenn die Angst des Zweifels sie ergriffen hatte; ich bin ein verständnisvoller Zuhörer gewesen. Mag sein, daß ich das Leben in einer Art Helldunkel durchwandert habe. Ich habe nie Sehnsucht nach Unsterblichkeit empfunden, obgleich ich, wie die meisten meiner Mitmenschen, manchmal vergeblich versucht habe, das Vergängliche festzuhalten, ehe es zu bloßer Erinnerung verblaßt ist. Der bloße Gedanke an eine Ewigkeit macht mich frösteln. Ihre grenzenlose Leere löst Empfindungen aus, wie ein Schiffbrüchiger sie auf einer arktischen Eisscholle fühlen mag. Es erscheint mir nur natürlich, daß Dinge, die einen Anfang haben, auch ein Ende haben müssen, und wenn wir ohne Schmerzen und so unbewußt aus dem Leben scheiden können, wie wir hineingeschlüpft sind, hat das Ende keine Schrecken für mich — obgleich natürlich keiner weiß, wie er die letzte Prüfung bestehen wird.

Die Bühne

Wenn das Wesen des Liberalismus in der Achtung vor der Persönlichkeit und der Nichteinmischung in ihr Leben besteht, dann war Mutter eine Liberale. Sie war es der Veranlagung nach, denn sie hatte keinerlei Erziehungsprinzipien. Überzeugt davon, daß ihre Kinder nichts Unrechtes tun konnten, ließ sie ihnen Freiheit. Manchmal enttäuschte ich sie schmerzlich, obgleich die meisten meiner Untaten nicht sehr schlimm waren.

Da ich mir großenteils selbst überlassen war, entwickelte ich einen scheuen und gleichzeitig starren Individualismus. Gutem Zureden war ich leicht zugänglich, aber ich haßte es, kommandiert zu werden. Obgleich ich nicht verweichlicht war, sah ich die Jahre meines Militärdienstes mit Schrecken herankommen. Ich war ein guter Reiter und kein schlechter Schütze, und ich träumte von nichts anderem als von gefährlichen Expeditionen in afrikanischen Urwäldern. Mir graute aber vor der Vorstellung, unter der Kontrolle von Feldwebeln zu stehen, die womöglich noch brutaler als unser Turnlehrer wären, der bei jeder Gelegenheit einen schweren Lederriemen schwang und uns damit durchzuprügeln drohte. Irgendwie war es mir gelungen, ihn einzuschüchtern; er besaß keine Zivilcourage und hat sich nie an mir vergriffen.

Mutter erlaubte mir zu rauchen, was damals einem Jungen nur ganz selten gestattet wurde. Natürlich war es auf diese Weise für mich nicht besonders verlockend, ich versuchte es nur einmal. Ich war auf dem Juxplatz — dem letzten Überbleibsel der Frankfurter Messe, die jahrhundertlang der Treffpunkt von Nord, Süd, West und Ost gewesen war — an einen Schießstand gegangen und hatte ins Schwarze getroffen. Der Preis war ein halbes Dutzend der schlechtesten Zigarren, die jemals aus einer Tabakfabrik gekommen sind. Triumphierend ging ich nach Hause. Das Unglück wollte es, daß einer meiner Kameraden mich dort erwartete. Wir rauchten die „Stinkadores“, d. h. wir zündeten sie an. Das Ergebnis hat mir viel Geld gespart.

Die liberale Erziehung hatte auch ihre Schattenseiten. Ich fürchtete mich vor der Außenwelt. Da ich vaterlos war, hatte ich mancherlei Dinge zu tun, die den meisten kleinen Jungen erspart blieben. Ich hatte eine besondere Abneigung gegen die uniformierte untere Bürokratie. Die deutschen Postbeamten gaben sich damals nicht besonders liebenswürdig. Ihre Gehälter waren niedrig, ihr Dienst war hart. Zum Ausgleich dafür schienen sie von dem Gefühl durchdrungen, sie seien die örtlichen Repräsentanten der Herrscher von Preußen oder Bayern. Die letzten Strahlen des Königtums von Gottes Gnaden verklärten die dumpfigen Büros, in denen sie das Publikum zu bedienen hatten. Sie waren gutmütig, wenn man nur ihr Selbstgefühl nicht verletzte; trotzdem erging es mir mit ihnen wie später einem meiner schottischen Terrier. Er war gutartig, aber er konnte keine Uniform leiden. Bei jeder Gelegenheit attackierte er den Briefträger und zerriß ihm die Hosen. Wir mußten schließlich eine besondere Versicherungspolice für ihn aufnehmen. Ich bin nicht sicher, ob ich die Bürokratie haßte, weil ich ein Liberaler war, oder ob ich ein Liberaler wurde, weil ich die

Bürokratie verabscheute. Diese kindische Abneigung hat vielleicht ihr Gutes für mich gehabt. Ich habe nie den andächtigen Respekt empfunden, den so viele meiner Kollegen der hohen Bürokratie gegenüber zum Ausdruck brachten. Ich habe wahrscheinlich oft deren Fähigkeiten unterschätzt und bin ungerecht gegen sie gewesen. In einem Lande wie Deutschland, wo die Bürokratie regierte, war aber diese Einstellung ganz nützlich.

Das Deutschland meiner Jugend war noch das Land der Bildungsphilister. Der Glaube,

Bildung macht uns frei,

Schlägt die Tyrannei,

war noch weit verbreitet. Das Bürgertum insbesondere bildete sich ein, im Monopolbesitz dieses Guts zu sein, und sah in ihm das Gegenstück zu dem gesellschaftlichen und politischen Einfluß, den der Adel, besonders der preußische Kleinadel, das Junkertum, besaß. Dieser bürgerliche Bildungsstolz unterschied sich von dem Hochmut der akademisch Gebildeten, in deren Reihen auch der Adel vertreten war. Er äußerte sich manchmal possierlich. Ich erinnere mich noch deutlich, wie man mir mit Bewunderung einen Frankfurter Kaufmann zeigte: Der kann den ganzen Faust auswendig.

Die Hauptbildungsstätte war das Theater. Seit der Wiedergeburt der deutschen Literatur war es zur moralischen Erziehungsanstalt geworden. Man ging nicht, wie in London oder in New York, aus bloßem Vergnügen ins Theater; man wollte sich vielmehr bilden. Wer es sich leisten konnte, besuchte Schauspiel oder Oper drei- oder viermal die Woche das ganze Jahr hindurch. An einem Premierenabend summt das Foyer wie ein aufgestörter Bienenstock — der Störenfried war der Autor des Stückes, der häufig böß zerstoßen wurde.

Das Theater hatte lange Zeit die Stelle eines politischen Forums eingenommen. Während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kannte der größere Teil Deutschlands keine echten parlamentarischen Institutionen. Volksversammlungen und politische Vereine waren entweder verboten oder streng kontrolliert. Zeitungen und Bücher wurden zensiert. Dabei war die Luft erfüllt von Problemen, die diskutiert werden mußten, und der Ort, dies zu tun, war die Bühne. Die Fragen, die in jenen Jahrzehnten die Nation bewegten, wurden dort in mehr oder weniger gut geschriebenen Trauerspielen erörtert. Lange ehe der „Determinismus“ zu einem zentralen Thema der Sozialwissenschaft geworden war, diskutierte man in beinahe endlosen Serien von Theaterstücken (den sogenannten Schicksalstragödien) Schicksal und Verhängnis und die

Unfähigkeit des Menschen, ihnen zu entrinnen. Seit Lessing war auf der Bühne immer wieder religiöse Toleranz gefordert worden, lange ehe sie von der Rednertribüne aus verlangt wurde. Das ewige Dreieck im Eheleben bildete das stets wiederkehrende Thema für eine endlose Zahl von Gesellschaftstragödien. Das Zölibat der römisch-katholischen Geistlichkeit wurde in einer pathetischen Bauertragödie, „Der Pfarrer von Kirchfeld“, angegriffen, zu einer Zeit, wo ein solcher Vorstoß im österreichischen Parlament zu einem Aufruhr geführt hätte. Die Bühne spiegelte nicht nur das Leben; sie ersetzte es.

Der regelmäßige Theaterbesucher hatte die Wahl zwischen den Klassikern, modernen Problemstücken, Komödien und Possen. Die Theaterdirektoren, die im gesellschaftlichen Leben ihrer Städte eine Rolle spielten, mußten mit ihren Programmen fast das ganze Jahr füllen. Das Publikum war nicht zahlreich genug, als daß ein neues Stück, selbst wenn es einen großen Erfolg brachte, lange Zeit hätte laufen können. Kein deutsches Theater hätte es wagen dürfen, Ibsens „Gespenster“ dreihundertmal während eines Jahres aufzuführen. Jedes neue Stück mußte rasch wieder verschwinden, konnte aber nach einiger Zeit wiederkommen. Der Vorrat an guter neuer Produktion war jedoch begrenzt. So durchstöberten die Intendanten die dramatische Literatur aller Nationen. Die deutsche Literatur bot nur wenige gute Lustspiele — keines vom Niveau eines Shakespeare oder Molière. Also mußten die Direktoren auf der Suche nach leichter Literatur ins Ausland gehen — für Farcen und mehr oder weniger komische Gesellschaftsstücke häufig nach Frankreich.

Das Theater hat ein gut Teil zu meiner Erziehung beigetragen. Mutter hatte nur für einen Tag der Woche einen Abonnementsplatz. Aber die Familie war groß; alle hatten Logen oder Plätze. Wenn ein Billett verfügbar war, wurde herumgefragt, bis sich jemand fand, der es benützte. So kam die Reihe oft an mich.

In jener Zeit begann die Soziale Frage, mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, die deutsche Bühne zu erobern. Björnson und Ibsen hatten das moderne Problemstück geschaffen. Wie später Shaw, hatte sich Ibsen in der deutschen Literatur naturalisieren lassen. In seinem Vaterland konnte er nicht genügend Anerkennung finden und war nach Deutschland übergesiedelt. Lange Jahre hindurch wurde dem Besucher Münchens mit tiefer Ehrerbietung der Fensterplatz gezeigt, wo er im Café Maximilian gesessen hatte. Mit den „Stützen der Gesellschaft“ hatte Ibsen die moderne bürgerliche Gesellschaft angegriffen und ihre innere Fäulnis aufgedeckt — ein Angriff, der, gemessen an den Mitteln der modernen Pro-

paganda, recht harmlos war. Etwas später hatte Sudermann in der „Ehre“ die veralteten Vorstellungen der militärischen Kaste rücksichtslos geißelt. Er erweckte damals Begeisterung in aller Herzen. Dreißig Jahre später habe ich ihn gelegentlich in Gesellschaft getroffen. Die Zeit hatte die Probleme, mit denen er gerungen hatte, weggeschwemmt. Sie hatte ihn zu einem Vergessenen gemacht. Diese liberalen fortschrittlichen Bourgeois wurden weit überflügelt von dem jungen Gerhart Hauptmann, der das Proletariat auf die Bühne brachte. Sein erstes Stück, „Vor Sonnenaufgang“, bedeutete eine literarische Revolution. Er wurde der Lieblingsdichter des sozial fühlenden und später der Stolz des republikanischen Deutschlands. Ich war bei der Festaufführung zu seinem siebzigsten Geburtstag zugegen. Die Weimarer Republik hatte ihm einen Lorbeerkranz zugedacht. Er wurde ihm durch Franz von Papen überreicht, der damals mit ihrem Sturz beschäftigt war. Hauptmann schien von diesem Wandel der Dinge nicht berührt. Er nahm die ihm gebührende Ehre mit der gleichen Selbstverständlichkeit entgegen, die er einem Republikaner gegenüber gezeigt hätte. Zur Feier der Gelegenheit hatte er selbst ein neues, ziemlich schwaches Stück, „Vor Sonnenuntergang“, geschrieben. Wenige der Anwesenden ahnten die Nähe der Nacht, die alles Licht in Deutschland verlöschen würde.

Bei der Premiere von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ hatte es Tumulte gegeben. Es war ein Zusammenprall zwischen zwei Generationen. Die Älteren entrüsteten sich, daß einem gebildeten Publikum so häßliche Dinge vorgeführt würden. Die Jüngeren waren toll vor Freude. Meine eigene Begeisterung rührte nicht so sehr von der Bewunderung der neuen Kunst her — ich bin nicht sicher, ob sie mir wirklich gefiel —, als von der Gelegenheit zu einem Protest gegen dumme Konventionen. Ich hatte ohne jeden Plan eine Menge radikales Zeug gelesen. Vom tatsächlichen Leben wußte ich viel weniger als die meisten meiner Altersgenossen. Ich stand sehr stark unter dem Einfluß meiner Mutter, die in ihrer eigenen, unwirklichen Welt träumte, weitab vom Zentrum des Lebens. Nachdem ich Björnsons „Ein Falliment“ gelesen hatte, war ich fest überzeugt von der Fäulnis der bürgerlichen Gesellschaft. Durch einen seiner deutschen Anhänger, der ein umfangreiches Buch „Der einzige Rettungsweg“ geschrieben hatte, kam ich zu Henry George. Ich war geblendet von Ferdinand Lassalle, der ohne seine Eitelkeit vielleicht Deutschlands großer revolutionärer Führer geworden wäre. Marx verabscheute ihn, denn Lassalle war eine „Persönlichkeit“. Er besaß die große theatralische Allüre, die man Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von einem Tribun erwartete. Marx, dessen Egoismus nicht weniger naiv und nicht weniger subjektiv war

als derjenige Lassalles, glaubte an „Sachlichkeit“. Aber das Wesen der Dinge, nicht das Wollen der Menschen macht Geschichte. Er hielt seine subjektiven Konstruktionen für objektive Naturgesetze. Trotz aller Leidenschaft und bedenkenloser Demagogie gelangte er nie in unmittelbaren Kontakt mit den Massen. Es war in ihm eine Mischung von Professor und Propheten. Selbstverständlich verfehlte Lassalle seine Wirkung auf einen Schuljungen nicht, dem die Politik identisch mit dem Drama und der Parlamentarismus als sublimste Form der Literatur erschien. Marx als Mensch vermochte mich niemals zu fesseln. Er hatte manchmal etwas von einem böseartigen, diktatorischen Schulmeister an sich, der seiner Klasse keine Seitensprünge erlaubt; ich aber liebte Schulmeister nicht.

Ich verschlang eine Unmenge Gedichte; wie die meisten Jungen meiner Generation machte ich selbst welche. Ich arbeitete sogar an einem Trauerspiel und verschwendete viele schöne Sommertage mit dessen Niederschrift, ohne es zu Ende zu bringen. Später quälte ich mich mit einem satirischen Lustspiel, das die bestehende Gesellschaft — von der ich keine Ahnung hatte — geziemend geißelte. Es hieß „Die Sumpfvögel“. Da diese Meisterwerke niemals fertig wurden, blieb mir die Enttäuschung des Dramendichters erspart, dessen Werke von allen Bühnen zurückgewiesen wurden. Ein Freund der Familie, dem meine lyrischen Gedichte in die Hände gefallen waren, fand sie recht gut. „Poesie“, sagte er, „ist eine anbetungswürdige Freundin, aber keine gute Gattin.“ Ich verstand den Wink.

Die „Frankfurter Zeitung“

Von 1866 bis 1890 lebte Europa im Schatten des Fürsten Bismarck. Er fiel in meinen Schuljahren über meinen Weg. Frankfurt hatte damals die Eroberung durch Preußen noch nicht vergessen; die ältere Generation sehnte sich nach den glorreichen Tagen ihrer republikanischen Unabhängigkeit. Sie haßte den Tyrannen, der sie ihrer politischen Freiheit — oder sollte ich sagen: Bedeutung? — beraubt hatte. Um 1887/88 teilte bereits die Hälfte der deutschen Nation ihre Empfindungen. Vom Ende der siebziger Jahre an war es dem Fürsten Bismarck nie mehr geglückt, sich eine dauernde Mehrheit in einem Reichstag zu sichern, dem er selbst die breite demokratische Basis gegeben hatte. Er hatte als typischer preußischer Junker begonnen, der im innersten Herzen die Verachtung der Junker für jeden, der kein Grundbesitzer war, teilte. Gleich ihnen hielt er nicht viel von hochgeschraubten menschlichen Idealen.

Der hochgebildete Mann von überragender Intelligenz war aber nur zur Hälfte ein Junker. Er besaß politische Phantasie, gezügelt von kühler Weitsicht, und eine dämonische Leidenschaft, über die er nur selten die Kontrolle verlor. Mit bestrickender Liebenswürdigkeit konnte er, wenigstens in seinen jüngeren Jahren, politische Gegner entwaffnen. Er wußte seine Gegenspieler durch berechnete Offenheit zu täuschen und durch Worte oder Schweigen irreführend. Hinter aller Geschliffenheit steckte jedoch ein rauher, brutaler Machtwille.

Nach seinen großen Triumphen in der Außenpolitik war er, scheinbar, eine Art gemäßigter Liberaler geworden; er blieb es über ein Jahrzehnt. Innerlich hatte er sich nie geändert. Er wollte ein Diktator in verfassungsmäßiger Verkleidung sein. Er haßte das parlamentarische System. Zwar war er bereit, eine parlamentarische Mehrheit zu führen, aber nicht, die Macht mit ihr zu teilen. Er war Royalist unter der Voraussetzung, daß der König seine Politik, das heißt seine Person, unterstützte. Unter Wilhelm I. funktionierte dieses System vorzüglich. Es wäre unter seinem Nachfolger Friedrich III. zerbrochen, hätte dieser nicht an einer tödlichen Krankheit gelitten, die ihn während seiner kurzen Regierungszeit fast aktionsunfähig machte. Er konnte sich des Kanzlers nicht entledigen, den sowohl er als auch die Kaiserin — die die älteste Tochter der Königin Victoria von England war — haßten. Beide waren Liberale. Bismarck zitterte vor ihrem Kommen. Er sah in dem tödlichen Leiden die Hand einer gnädigen Vorsehung, die ihn von einem liberalen Herrn befreite. Denn der Kanzler, nicht unähnlich dem Präsidenten Hindenburg, war ein primitiver Lutheraner. Sooft er sich einer schwierigen Situation gegenüber sah, die er in nicht allzu genauer Beobachtung der allgemein anerkannten moralischen Grundsätze zu meistern gedachte, trug er seine Sorgen zu seinem Gott, der ihm die Kraft gab, seine Pflichten in der von ihm geplanten Weise zu erfüllen. Er war immer bereit, die letzte Verantwortung dem Allmächtigen zu überlassen.

Ich war noch ein Schuljunge, als Friedrich III. am 18. Juni 1888 starb. Aber ich erinnere mich deutlich an die tiefe Niedergeschlagenheit, die sein Tod im liberalen Deutschland auslöste, das seine Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte. Hätte er gelebt, so würde er den großen Mann gezwungen haben, entweder zurückzutreten oder das parlamentarische Regierungssystem einzuführen.

Bismarck hinterließ innenpolitisch eine schwer belastete Erbschaft. Sein Glück war im Innern nicht beständig. Er hatte zielbewußt das deutsche politische Leben durch das Aufwerfen wirtschaftlicher Fragen zersetzt, als er sich zum Schutzzoll bekehrt hatte: die alten

politischen Parteien lebten weiter, aber sie wurden innerlich von wirtschaftlichen Konflikten zerrissen. Bismarck hatte eine Zeitlang gehofft, das politische Parlament durch ein berufsständisches zu ersetzen, um der politischen Forderung nach parlamentarischer Mitregierung zu entgehen. Er scheiterte. Dreißig Jahre später erntete die Weimarer Republik, was Bismarck gesät hatte. Die Demokratie wurde berufsständisch; die Parteien wurden von wirtschaftlichen Interessenten dirigiert.

Bismarck hatte den Führern der deutschen Parteien jeden Anteil an der politischen Verantwortung verweigert. Er hatte den besten Männern des Landes die politische Laufbahn verschlossen. Im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches hätten die Führer aller Parteien jedem parlamentarischen Ministerium zur Zierde gereicht. Sie waren, in positiver Mitarbeit geschult, bereit, jede politische Verantwortung zu übernehmen. Die Bennigsen und Miquel, Lasker und Bamberger, Stauffenberg und Forckenbeck, Mallinckrodt, Reichensperger und Windthorst brauchten den Vergleich mit westlichen Staatsmännern nicht zu scheuen. Gerade darum hielt Bismarck sie von der Macht fern. Er brauchte Kreaturen, nicht Kollegen. Solange er im Amt war, kam keiner von ihnen ins Kabinett. Selbst der geschmeidigste unter ihnen, Johannes Miquel, wurde erst nach seinem Abgang preußischer Finanzminister. Für ehrgeizige, tatkräftige Männer bot das politische Spiel nur Nietten. Die meisten von ihnen, die mit großen Erwartungen ins politische Leben getreten waren, wurden alt und müde und verbrauchten ihre Kräfte in einer Opposition, die zwar manches Böse zu vereiteln, aber nichts zu schaffen vermochte. Sie fanden keine ebenbürtigen Nachfolger. Im neuen Reich gab es für tatkräftige Männer im Wirtschaftsleben und in der städtischen und staatlichen Verwaltung ungeahnte positive Möglichkeiten. In der Politik mußte man entweder gouvernemental-servil oder oppositionell-steril sein.

Es tut Bismarcks Größe als Staatsmann wenig Abbruch, wenn man feststellt, daß sein Charakter das deutsche politische Leben vergiftet hat. Bedauerlich bleibt, daß die Literaten, wenn sie — unter Berufung auf Goethe — schrieben, die Politik verderbe den Charakter, nicht auf ihn Bezug genommen haben.

Das Ergebnis war, daß die Männer, die unter seinen Nachfolgern auf der parlamentarischen Führerbank saßen, mit der Rolle einer kritischen Opposition zufrieden waren; sie hatten kein Verlangen nach Macht und waren weder gewillt noch fähig, die Plätze von verantwortlichen Staatsmännern einzunehmen. Wenn das deutsche Volk bisher wenig Begabung in der Führung seiner politischen Angelegenheiten gezeigt hat, so ist dies nicht sosehr einer angeborenen

Unfähigkeit zuzuschreiben als dem verheerenden Einfluß Bismarcks, der ihm die Lehrzeit verkümmerte. Bismarck lernte seinen Fehler einsehen, nachdem Wilhelm II. ihn entlassen hatte und er mit bitterem Haß im Herzen unter den hohen Eichen seines geliebten Waldes auf Rache sinnend saß. Er erkannte zu spät, daß Wilhelm II. ihn nicht hätte ausbooten können, hätte er an der Spitze einer parlamentarischen Mehrheit gestanden. Er hatte den liberalen „englischen Einfluß“ bekämpft, den die Kaiserin, Königin Victorias Tochter, in Deutschland ausübte. Ihre Mutter, die Königin, konnte Gladstone nicht ausstehen; sie war gezwungen gewesen, ihn immer wieder als Premierminister zu akzeptieren. Ihrem Enkel, dessen Eitelkeit keinen großen Minister ertragen konnte, gelang es, Bismarck, dem Gründer des Deutschen Reiches, dem Manne, der dem Hause Hohenzollern die Kaiserkrone gewonnen hatte, unter Zustimmung von halb Deutschland den Stuhl vor die Tür zu setzen.

Von diesen Vorgängen gab ich mir natürlich keine Rechenschaft. Ich empfand Wilhelm II. gegenüber keine besondere Begeisterung — die Hohenzollern waren für Alt-Frankfurt mehr oder minder Usurpatoren —, aber ich teilte die Erleichterung von Millionen Deutschen, als die Nachricht kam, der junge Kaiser habe den alten Kanzler entlassen. Ein angehender Primaner konnte Bismarcks Größe kaum gerecht werden, besonders nicht der Mäßigung, die er in außenpolitischen Angelegenheiten gezeigt, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Ich sah in ihm nur die Verkörperung allen Übels. In meinem griechischen Textbuch stand das Bruchstück einer Ode, in der ein griechischer Dichter vor ungefähr zweitausend Jahren, wenn ich mich recht erinnere, den Sturz des Tyrannen Myrsilos von Mytilene feiert. Ich nahm sie mir zum Muster, um den Fall des neuen Myrsilos der Welt zu verkünden. Der letzte Vers ist mir im Gedächtnis haften geblieben:

Er ist tot, der Tyrann, der mit starker Hand
Des schwankenden Staatsschiffs Ruder erfaßt,
Der geeint und gefestigt das Vaterland,
Doch der die Braven und Guten gehaßt,
Ja, Myrsilos ist tot.

Das Machwerk beweist, daß ich nicht zu einem großen Dichter geboren war; es spiegelt aber die Stimmung wider, die damals in weiten Kreisen herrschte. Wilhelm II. hätte es leicht gehabt, das Bismarcksche Erbe ohne die Hypothek von Haß und Enttäuschung zu übernehmen, mit der der Begründer sein Werk belastet hatte. Er hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen schnell enttäuscht. Die-

jenigen, die ihm damals zujubelten, wollten das Ende einer Diktatur, die ein großer Staatsmann mit konstitutionellen Formeln verkleidet hatte, nicht einen deklamierenden Dilettanten, der den Diktator mimte. Nicht viel später ergriff mich wieder der Genius der Poesie, und ich dichtete eine neue Kaiserhymne, gemeinsam mit meinem Freunde Paul Gieser — er wurde nach langjähriger Tätigkeit im preußischen Justizwesen ein Opfer der Nazis, da er sich nicht entschließen konnte, Deutschland zu verlassen. Bis auf zwei Stanzas habe ich sie vergessen. Die eine lautete:

Du machst uns populär
Bei andern Völkern sehr
Durch Dein Gereis' —
Du drückst des Türken Hand,
Schüttest das heilige Land,
Dir, Kaiser, Preis!

und die andere:

Du machst uns stark und reich,
Baust eine Flotte gleich,
Legst Kiel um Kiel;
Wenn Du dann Reden schwingst,
Fast wie Dein Großohm klingt's,
Nur schlechter Stil —

Die Hymne zeigt keinen Fortschritt in meiner poetischen Begabung, sie verrät aber im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin einen gesunden politischen Instinkt.

Ich verdanke seine Entwicklung vor allem der „Frankfurter Zeitung“. Sie war Deutschlands bedeutendste Zeitung — vielleicht das einflußreichste Blatt auf dem Kontinent. Nach Auflösung des Bundes war Frankfurt nicht länger der Sitz einer Regierung, welche die Presse durch persönlichen Umgang hätte beeinflussen können. In mancher Beziehung war dies ein Nachteil, es machte aber die „Frankfurter Zeitung“ weit unabhängiger als ihre großen Rivalen in Wien, Paris oder Berlin. Ihr Besitzer und Herausgeber wohnte in Frankfurt, daher konnten die gesellschaftlichen Umwerbungen, mit denen die Regierenden widerspenstige Pressevertreter zu umschmeicheln versuchten, hier nicht leicht angewandt werden.

Ihr Herausgeber, Leopold Sonnemann, erfreute sich Fürst Bismarcks besonderer Abneigung. Er vertrat Frankfurt im Deutschen Reichstag bis zum Jahre 1887, als er seinen Sitz in der Stichwahl gegen einen Sozialdemokraten namens Sabor und einen national-

liberalen Anhänger des Fürsten verteidigen mußte. Keiner der Kandidaten hatte eine Mehrheit erzielt. In der Stichwahl mußte zwischen Sonnemann und Sabor entschieden werden. Bismarck ließ an seine Anhänger die telegraphische Anweisung ergehen: „Fürst wünscht Sabor“. Die biedereren Nationalliberalen, denen schon Sonnemann viel zu links stand, gaben sich einen Ruck und wählten den Mann der Revolution. Denn damals in den achtziger Jahren waren die Sozialdemokraten wenigstens in der Theorie noch wilde Männer. Der siegreiche Sozialdemokrat war ein vegetarischer Schul-lehrer; ich traf ihn im Hause eines unserer Freunde. Er sah weder wie eine Reklame für das Vegetarierum noch wie die Verkörperung der Revolution aus. Er war der erste Sozialdemokrat, den ich kennenlernte. Dem Eindruck, den er auf mich machte, verdanke ich es vielleicht, daß ich mich nie vor den Sozialdemokraten gefürchtet habe. Auch die Nichtvegetarier unter ihnen dürsteten nicht nach Blut, wenigstens nicht bis zur russischen Revolution.

Sonnemann war Demokrat, Mitglied der kleinen süddeutschen Partei, deren Zentrum Württemberg war. Sie hatte ein Großdeutschland gewollt, Österreich miteinbegriffen, unter dem alten kaiserlich-deutschen Schwarz-Rot-Gold — den Farben der Achtundvierziger Revolution, nicht ein von Preußen beherrschtes und von einem Junker geführtes schwarz-weißes „Klein-Deutschland“. Die Partei zählte nur wenige Abgeordnete; die meisten ihrer Mitglieder waren Kleinstädter. Sie hatten aber einen starken Unabhängigkeits-sinn und Verständnis für soziale Probleme, das den weitaus gewandteren norddeutschen Liberalen mit ihren viel besseren gesellschaftlichen Formen und Verbindungen oft genug abging.

Ein Teil der Frankfurter Oberschicht hatte sich mit Bismarck ausgesöhnt und war gemäßigt liberal geworden. Andere blieben Demokraten. Viele von ihnen hatten im Ausland gelebt; fast alle verfügten über Verbindungen mit Übersee, besonders in den angelsächsischen Ländern. Die enge gesellschaftliche Verbindung mit Österreich wirkte damals nicht konservativ. Der österreichische Liberalismus spielte zu dieser Zeit eine große Rolle, und das gewandte, halb-spontane österreichische Die-Dinge-gehen-lassen erschien gar oft als Liberalismus, auch wenn es nur Schlamperei war. Nach Österreichs Ausscheiden aus dem Reich wurden Frankfurts Beziehungen zum Westen besonders eng. In Frankfurt wehte Weltluft, und Weltluft macht frei. Während des Krieges zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten hatte die Frankfurter Finanz mitgeholfen, den Norden zu finanzieren. Die Frankfurter Börse war viele Jahre lang einer der wichtigsten Märkte für amerikanische Eisenbahnwerte auf dem Kontinent.